Separatabdruck
aus dem
Jahresbericht über die Fortschritte der classischen Alterthumswissenschaft.

Bericht über die Homer betreffenden Schriften des Jahres 1878.

Von
Prof. Dr. Ed. Kammer
in Königsberg.

I. Ausgaben.

1) Arthur Sidgwick, M. A., Homer's Iliad. Books I. II. London, Oxford and Cambridge 1878. 8. X, S. 179.

Das Büchelchen ist bestimmt den Anfänger in die Lektüre des Homer einzuführen und ist für diesen Zweck praktisch gearbeitet. Voran geht eine sehr knapp gehaltene Einleitung über Homer und die homerische Frage, eine kurze Inhaltsangabe der Ilias und ein Abschnitt über die darin vorkommenden Götter (S. 11—21), dann folgt eine ausführlichere Behandlung des homerischen Dialekts, Formenlehre und Syntax (S. 23—53); dem Text der beiden Bücher (S. 55—107, La Roche's Ausgabe bildet die Grundlage) schliessen sich sachlich und sprachlich die Schwierigkeiten, erklärende Noten (S. 109—174) und Indices (S. 175 bis 179) an. Die knappe und dabei sehr präcise Form für derartige Schulausgaben verdient Anerkennung und Nachahmung. Der Schüler findet hier alles Nöthige zum Verständniss, und dem Lehrer ist für eigene Erklärung noch ein grosser Spielraum gelassen. Richtig ist auch das Verfahren, das der Verfasser für die Lektüre empfiehlt: I strongly recommend an interchange of longer lessons (done rapidly, and with the minimum of parsing and comment) with shorter lessons, in which every point is carefully examined. But in any case the latter process cannot be dispensed with.

2) Homer's Ilias. Für den Schulgebrauch erklärt von J. La Roche. Theil II, Gesang V—VIII. Zweite vielfach vermehrte und verbesserte Auflage. Leipzig, B. G. Teubner 1877. 8. 161 S.

Referent hat den sechsten Gesang dieser Auflage mit der ersten verglichen; die Noten sind weder dem Umfange noch dem Gehalt nach wesentlich vermehrt. Entweder bieten sie kleine Zusätze wie zu 19:

»γαῖαν ἐδύτην vom Sterben«, zu 82: »φεύγοντας auf λαόν zu beziehen, welches ein Pluralbegriff ist (σχῆμα κατὰ τὸ σημαινόμενον)«, zu 141: »ἐθέλοιμι möchte mich unterfangen, unterstehen«, zu 336: »ἔθελον ich hatte die Absicht, war geneigt«, zu 380: »ἱλάσκονται conatives Präsens«, zu 389: »μαινομένῃ, im höchsten Grade erregt, ausser sich«, zu 407: »δαιμόνιε, böser Mann, ein liebevoller Vorwurf«, zu 486: »δαιμονίη, armes Weib«; oder sie enthalten kleine Aenderungen, z. B. zu 24: »γενεῇ, von Geburt, an Jahren« (statt »vom Alter«), zu 59: »κοῦρον als Knaben« (statt als »Kind«); oder, was hauptsächlich geschieht, sie bringen ein grösseres Verzeichniss von Parallelstellen aus Homer oder Belegstellen aus anderen Dichtern, Hesiod, den Tragikern, Herodot, Ovid, am meisten aus Vergil. Des Guten scheint auch hier oft zu viel geschehen zu sein; was soll z. B. in einer Schulausgabe das Citat: »Aratos Phaen. 764« zu der Note »πᾱρειπών wegen des Digamma« (zu V. 62)? oder wohin führt es, wenn zu dem Verse 208 αἰὲν ἀριστεύειν κτλ. die Note das Citat bringt: »Herod. VII, 53 ἄνδρας γίνεσθαι ἀγαθοὺς καὶ μὴ καταισχύνειν τὰ πρόσθε ἐργασμένα Πέρσῃσι«? was soll die Note: »παρελέξατο, wie λ 242«? befördert sie irgendwie das Verständniss? und warum nicht dann noch gar: »wie *Β* 515, *Π* 184, *Υ* 224«? oder die Note zu 81: »ἐποιχόμενοι hintretend wie *Κ* 167, 171, *Π* 155, 496, 533, *Ρ* 215, ζ 282, ρ 346, 351« oder zu τιμῆς βασιληΐδος ἥμισυ das Citat: Herod. IX, 34 βασιληΐης τὸ ἥμισυ«? Wenn wir lesen z. B. in der Note zu V. 5: »5 = *Μ* 378«, so versteht man darunter, dass die beiden Verse völlig gleich seien; das ist aber durchaus nicht der Fall, und dasselbe gilt von einer ausserordentlich grossen Anzahl derartiger Noten. In solchen Dingen muss die grösste Accuratesse sein; warum bemerkt der Hr. Herausgeber im einzelnen Falle: »308—310, fast gleich 93—95«? Nicht zu billigen ist es, dass in dieser Ausgabe ein grosser Theil der Noten nur Uebersetzungen einzelner griechischer Wörter enthält; z. B. — ich greife beliebig heraus — 315 »τέκτονες ἄνδρες Zimmerleute, Baumeister«, 338: »ὤρμησε hat mich angetrieben«, 341: »μέτειμι will nachkommen. ὀΐω gedenke, hoffe«, 352 »ἔμπεδοι eigentlich fest, dann verständig«, 442 »ἑλκεσιπέπλους gewandnachschleppend«, 471 »ἐκ δ' ἐγέλασσε, lachte auf«, 474 »πῆλε gewiegt hatte«, 478 »βίην ἀγαθόν tüchtig an Kraft«, 483 »κηώδεϊ duftend«, 503 »δηθυνεν verweilte lange«, 505 »σεύατο eilte«, 506 »ἀκοστήσας mit Gerste gefüttert«, 507 »κροαίνων stampfend«, 510 »ἀίσσονται flattern. πεποιθώς vertrauend, stolz«, 202 »ὃν θυμὸν κατέδων sein Gemüth verzehrend«, 222 »μέμνημαι habe in der Erinnerung mit dem Accusativ wie u. s. w.«, 253 »ἐνέφυ οἱ χειρί, eigentlich sie wuchs ihm in die Hand, d. h. u. s. w.«, 258 »ὄφρα bis«: diese Noten bringen dem Secundaner oder Primaner zum grössten Theil recht Bekanntes und wo das nicht der Fall ist, gewähren sie ihm eine unstatthafte Erleichterung. Möchte der Hr. Herausgeber diesen Uebelstand doch beseitigen und den frei werdenden Raum besser verwerthen! Die Note zu 24: »σκότιον, dessen Vater

unbekannt ist, dasselbe was Π 180 παρθένιος« verstehe ich nicht, denn der Vater ist gar nicht unbekannt. Von Druckfehlern habe ich bemerkt zu 1 Δ 494 statt 401, zu 19 φ 106 statt ω, Σ 333 statt 332, zu 25 Γ 500 statt Δ, zu 143 Υ 439 statt 429, zu 195 Υ 185 statt υ.

3) Homer's Iliade, Erklärt von J. U. Faesi. 4. Band. Gesang XIX —XXIV. Fünfte Auflage. Besorgt von F. R. Franke. Berlin, Weidmann 1877. 8.

Welche Aenderungen und Abweichungen diese neue Auflage bringt, hat Referent leider nicht vergleichen können, da ihm die vierte nicht zur Hand war. — Der sehr fleissige und auch die neuesten Forschungen sorgfältig benutzende Commentar wird gewiss dem Lehrer vielfach Anregung und Belehrung bringen, vielleicht zu viel, besonders dem, der zu den Fragen der höheren Kritik nicht bestimmte Stellung genommen. Dies Gebiet nämlich ist, wie es dem Referenten erscheint, zu eingehend berücksichtigt und dürfte besonders den Schüler, für den doch auch diese Ausgabe mit bestimmt ist, verwirren in seinem Urtheil über die Gesänge. Denn was nützt es ihm, alle die Stellen zu erfahren, woran die modernen Kritiker Anstoss genommen haben, all das »Befremdende« und »Eigenthümliche« in Gedanken und Ausdruck, das doch zum Theil sehr subjectiv ist, zum Theil nicht befremdender als so Manches in den »älteren Gesängen?« Ist nach der einen Seite zu viel vom Herausgeber gethan, so wieder nach der anderen zu wenig. Denn oft findet sich dies »Auffällige« und »Seltsame« nur in einzelnen kleineren oder grösseren Partien eines Gesanges, während die anderen desselben Gesanges zu dem Allerschönsten und Erhabensten der Poesie gehören: das ist nicht genug geschieden, die Hinweise auf das Befremdliche lassen ein Verdict aufkommen auf die ganzen Gesänge und gewähren trotz des näheren Eingehens auf diese Frage bei dem vorwiegend Negativen der Kritik nicht einen Einblick in die Entstehung der Gesänge. Referent würde es für zweckmässiger halten, wenn der Herausgeber einer Schulausgabe lieber das in den Noten verstreute Material in Excursen übersichtlich zusammenstellen wollte, aber auch nur dann, wenn sich wirklich fassbare Resultate daraus gewinnen lassen: das mag für den Lehrer zur Anregung dastehen und zur vorsichtigen Benutzung für etwaige Mittheilungen an die Schüler; für diese empfiehlt es sich, so scheint es mir, eine möglichst zusammenhängende, von allem subjectiven Zerpflücken enthobene Lectüre, damit sie das Ganze auch als Ganzes freudig empfinden; es schadet gar nicht, wenn sie über diesen oder jenen Widerspruch hinweglesen, wenn sie im Voraus im Allgemeinen über den Charakter der homerischen Poesie, ihre Entstehung und Verbreitung unterrichtet sind. Oder man gebe ihnen einen Text in die Hand, aus dem die geradezu abgeschmackten und schlechten Partien entfernt sind! Allerdings wäre die richtige Auswahl zu treffen eine schwierige Aufgabe. Ein paar allge-

meine Bemerkungen: — Im Eingange zum zwanzigsten Gesange lesen wir: »der Dichter unseres Buches zeigt eine Neigung zu längeren Reden und eine gewisse Vorliebe für Aeneas«. Geht man auf solche Fragen überhaupt ein, so liesse sich wohl richtiger sagen: zu diesem Buche und für das Stadium unseres Gedichtes überhaupt gehört der Kampf mit Aeneas als nicht ursprünglich zu, das zeigt sich an einer Menge Einzelheiten, das zeigt sich auch darin, dass dieser Kampf den Gang der Handlung unterbricht, dass Achilleus in ihm ein ganz anderer ist als er am Schlusse des Gesanges sich offenbart; auf solcher Grundlage würde man auch besser verstehen das oben Gesagte über »die Neigung zu längeren Reden« und die »Vorliebe für Aeneas«, Eigenschaften, die auf andere Theile des Buches ganz und gar nicht zutreffend sind. Das liesse sich aber, wie gesagt, in einem Excurse besser darthun. — Ebendaselbst lautet es auch also: »charakteristisch ist das gänzliche Verschwinden der übrigen achäischen Helden neben Achilleus, welcher allein eigentlich noch handelt, eine Erscheinung, die sich nicht lediglich daraus erklärt, dass die Hauptrolle in dem neu entbrannten Kampf ja diesem selbstverständlich zufallen musste«. Und woraus denn noch sonst? etwa weil dieses ein besonderes von Achilleus handelndes »Lied« war? liesse sich ein solches für sich denken abgelöst von den vorausgegangenen Ereignissen? Es ist doch wohl ganz natürlich, dass in diesem Stadium des Gedichtes nur noch allein Raum ist für den zürnenden, mit der Macht eines vernichtenden Elementes in die Troer sich stürzenden Achilleus; hatten doch die Helden genug Zeit, sich und ihre Tapferkeit zu entwickeln, so lange Achilleus im Unmuthe feierte, und wies doch selbst jenes Stadium auf ihn den Einzigen hin, den Helden des ganzen Gedichtes! — Im Eingange zu Ψ steht, »dass beide Gesänge zuerst abgesondert für sich bestanden, lässt sich schliessen aus der grossen Ausführlichkeit in der Darstellung und manchen Einzelheiten etc.«. Und thut diese »grosse Ausführlichkeit« nicht wohl gerade nach dem gewaltigen Kampfe des Achilleus, der den Leser fast nicht hat aufathmen lassen, nicht wohl, wenn er jetzt erfährt, wie liebenswürdig als Mensch und Wirth auch Achilleus sein konnte, dass selbst für diesen nach dem Sturme, der in ihm getobt, eine, möchte ich sagen, Entladung von diesen Leidenschaften geboten war? sollte diese »grosse Ausführlichkeit« mehr genossen werden können ohne die geschilderten Vorgänge, sollte sie nur für einen »abgesonderten Gesang« passend sein? Man wird das doch nicht glauben. Und ebenso kann auch der 24. Gesang doch nur als Abschluss vorausgehender Begebenheiten concipirt und nicht »wohl ursprünglich ein abgesondertes Stück« gewesen sein. Was ist überhaupt mit diesem letzten Ausdruck für das Verständniss gewonnen? Nun ja der letzte Gesang hat seine »eigenthümliche Färbung«. Nehmen wir also an, ein anderer Sänger hat ihn gedichtet — wer wird das bestreiten? — muss er ihn darum als ein »abgesondertes Stück« gedichtet

haben? ist es nicht natürlicher, anzunehmen, dass er in der Lösung des Hector einen schönen Abschluss für das Gedicht von der Menis des Achilleus gefunden und im Anschluss an das Vorausgehende, nicht als ein besonderes Stück, im Grossen und Ganzen seinen Gesang gedichtet habe? — Ich habe mir leider mit diesen allgemeinen Bemerkungen den Raum genommen, auf dem ich über eine Reihe von Einzelheiten mit dem Herrn Herausgeber gern die Ansicht austauschen wollte; so möchte ich schliessen, wie ich begonnen, dass der hier gebotene Commentar für die sehr sorgfältigen Studien ein beredtes Zeugniss ablegt.

4) Homer's Odyssee, Erklärt von J. U. Faesi. Erster Band. Gesang I—VIII. 7. Auflage erklärt von C. W. Kayser. Berlin, Weidmann 1878. 256 S. 8.

Referent hat, soweit er diese Auflage verglichen, nur einen Zusatz von zwei Zeilen (zu *α* 414) bemerkt; im Uebrigen erscheint der zweckmässig eingerichtete und auf die vorhandenen Schwierigkeiten geschickt eingehende Commentar ohne Veränderung. Einige Bemerkungen mögen hier noch folgen: *α* 19 ist stehen geblieben Nitzch statt Nitzsch. — *α* 34 zu *ὑπὲρ μόρον*: ich glaube, was über das Geschick ist, braucht noch nicht gegen dasselbe zu sein, und würde das Folgende im Ausdruck ändern mit Rücksicht auf das von Lehrs in den populären Aufsätzen S. 205 ff. über die *Μοῖρα* Auseinandergesetzte, wo so schön gesprochen wird von einem auch innerhalb der Moira freigelassenen Spielraum, wie ihn der Volksglaube überhaupt — nicht blos die Vorstellung der homerischen Zeit — stets voraussetze, so dass die Menschen durch eigene Schuld — nur davon kann in diesem Kosmos die Rede sein, nicht von den Wirkungen des Verdienstes — Leiden über das Schicksal hinaus sich zuzögen. — Zu *α* 38: die Ableitung des Wortes »*ἀργειφόντης*« von *ἀργός* (so l. st. *ἄργος*) ist doch gar zu unnatürlich und für Schüler besonders nicht zu brauchen; warum nicht bei dem Alten bleiben, so lange man nichts Besseres hat? und kommt das denn gar nicht auch sonst vor, dass ein Beiwort Homer's Kenntniss von einer Sage andeutet? — *α* 44 »*θεὰ γλαυκῶπις* die Göttin mit strahlendem Auge, scharfem durchdringendem Blicke, daher auch kriegerische Göttin«: den Zusatz »daher auch etc.« wünschte ich in dieser Motivirung fort. Das Wort *γλαυκός* als Beiwort von *λίμνη*, *ἐλάα*, *σελήνη*, *θάλασσα*, *ἀστέρες* kann nicht auf die Farbe, sondern nur auf den Glanz, das Leuchtende, sich beziehen, daher auch die Eule *κατ' ἐξοχήν* von dem Glanz, nicht der Farbe der Augen, *γλαῦξ* genannt, also *γλαυκῶπις* die leuchtäugige; welch ein besseres Beiwort könnte für Athene's Weisheit und Klugheit erfunden werden, die überall da schützend den Menschen zur Seite tritt, wo diese Eigenschaften hervortreten, in der Wissenschaft, in der Kunst, natürlich auch im Kriege. — *α* 52 das über Atlas Bemerkte könnte besser fortfallen, da zu diesem Mythos Homer keinen Anhalt giebt, sondern erst spätere Re-

flexion. — α 267 die Erklärung θεῶν ἐν γούνασι κεῖται halte ich für zu gesucht und nicht natürlich. — α 426 »anders erklärt der Scholiast«: diese Erklärung wäre entweder mitzutheilen, oder — was besser ist — der ganze Satz kann wegfallen. — ζ 42—47: ich sehe gar keinen Grund zu der Verdächtigung der Verse. — ζ 74: ich würde den Ausdruck vorziehen: »man bemerke, wie die Königstochter bei diesen Arbeiten selbst thätig eingreift«. — ζ 214: wozu das Wort »scheint«? — ζ 244: ich möchte vorschlagen statt »man ärgere sich nicht« zu lesen: »man erfreue sich«. — ζ 275—289: die Motivirung der Unächtheit dieser Verse halte ich nicht für gelungen. — η 50: könnte wohl noch etwas zugefügt werden über diesen eigenthümlichen Gebrauch der fig. etym. und andere homerische Beispiele wie βουλὰς βουλεύειν, μῦθον μυθεῖσθαι, μάχην μάχεσθαι, χοὴν χεῖσθαι, κτέρεα κτερεΐζειν. — η 78: die Note erscheint mir überflüssig. — η 242: ich glaube nicht, dass Odysseus absichtlich die erste Frage übergeht, indem er seinen Namen verschweigt, sondern dass er aus der mit dem bezeichnenden Tone gesprochenen Frage nur den Gedanken heraushört: »wer bist du, dass du diese Kleider trägst?«. — ϑ 98: die Erklärung von ἐΐση halte ich für unklar und unnatürlich zugleich. — ϑ 175: der »metrische Grund« könnte kurz erwähnt werden. — ϑ 202: ist zu lesen »τάχα cfr. α, 251«. — ϑ 248: die Verse ι, 5—11 und γ, 350 können doch unmöglich diese Stelle stützen, die gar nicht zu halten und abgeschmackt ist. — ϑ 444: die Erklärung von αὖτε = »dann« nach ὁππότε ist doch zu gesucht. — ϑ 550—577: ich halte das hier Bemerkte, besonders den Schluss der Note, für nicht richtig. Sollten übrigens wirklich die Ἀλκίνου ἀπόλογοι ursprünglich eine selbständige Dichtung sein? — Die Ausgabe ist für die Schule sehr zu empfehlen.

5) Homer's Odyssee, erklärt von V. H. Koch. VI. Heft (φ — ω). Hannover, Hahn'sche Buchhandlung 1778. 117 S. 8.

Ich verweise auf die allgemeinen Bemerkungen zum vierten und fünften Hefte dieser Ausgabe im Jahresbericht für 1877 Abth. I S. 93. Im Einzelnen erlaube ich mir den Commentar zum Anfang von χ durchzugehen. 1. »γυμνώθη, natürlich nur zum Theil, um eine bequemere Handhabung des Bogens zu ermöglichen, denn in 488 wird er von Eurykleia noch als ῥάκεσιν πεπυκασμένος bezeichnet«, zu V. 122 liest man: »das übrigens Odysseus zuvor seine χ 1 abgeworfenen Lumpen wieder anlegte, ergiebt sich aus 488«: die beiden Noten scheinen sich zu widersprechen, sind mindestens undeutlich im Ausdruck. — 5. statt φ 1 lies φ 91. — 6. auch wir werden im Deutschen die parataktische Ordnung der Sätze von VV 5 u. 6 beibehalten, die energischer den Gedanken ausspricht. — 10. Der trinken wollende Antinoos bewegte den Becher doch nicht »hin und her« — zu welchem Zwecke denn das? — sondern hielt, schwang ihn schon in den Händen. — 16. Wozu dient die Bemerkung, dass dieser Vers »in der Ilias von Lanzenstichen, nur hier bei dem Riesen-

bogen als Folge eines Pfeilschusses«? ist dieser Vorgang nicht auch beim Bogen völlig natürlich und verständlich? z. B. *N* 651 f. — 20. nicht »liess fallen«, sondern »warf zur Erde«; der Hinweis auf *o* 527 ist nicht zutreffend für diesen Vers. – 22. Das Citat *Λ* 486 muss durch Versehen hierher gekommen sein. — 23. ὀρινθέντες nicht »dahingescheucht, hin- und hergetrieben«, sondern die Situation verlangt »aufgescheucht, erschreckt«. — *o* 25 οὐδέ πῃ ἀσπὶς ἔην . . . ἑλέσθαι die Uebersetzung »konnte hinweg genommen werden« ist doch nicht zulässig. — 28. σόος αἰπὺς ὄλεθρος »ursprünglich eine ironische Wendung, als ob der ,Untergang' ein Gut wäre, das bisher noch fraglich war« verstehe ich nicht ganz; der Sinn scheint mir einfach: »das Verderben ist unversehrt, gesichert, gewiss«. — Das Citat *X* 72 ist ungenau, müsste mindestens lauten *X* 66 ff.; da ist übrigens nur von Hunden die Rede, nicht auch von Geiern. — 32. Die Stelle spricht nur für die augenblickliche Erregung, lässt den allgemeinen Schluss auf die Blutrache nicht zu. — Das Citat *H* 41 kann nur Druckfehler sein und muss wohl lauten: *χ* 41, *H* 402 u. s. w. — 38. in ὑπομνᾶσθαι liegt wohl nicht »der Begriff des ,unter der Hand', des Heimlichen« — denn die Freier werben ja ganz offen —, sondern des Gesetzlosen, da sie es thun, bevor sie vom Tode des rechtmässigen Gemahls sichre Kunde haben. — 40. Der Inf. mit νέμεσιν hängt von δείσαντες ab, wie *Ξ* 342 darauf der Acc. c. inf. folgt. — 42. Das Citat *Ξ* 506 ist falsch, da es nicht = *χ* 42 ist, sondern einen anderen Ausgang hat. — 51. ἀλλά bezieht sich auf das οὐ-κεχρημένος, nicht »statt des erwarteten ὅσον«. — 58. »zu κεχολῶσθαι ist wie im gleichen Verse *I* 523 ein σε zu ergänzen, das *σ* 227 τὸ μὲν οὔ σε νεμεσσῶμαι κεχολῶσθαι steht«; im letzten Satze muss σε dabei stehen des Subjects in νεμεσσῶμαι wegen, in sofern ist das Citat nichts beweisend für unsere Stelle. — 62. es ist nicht richtig, dass dieser Vers in *I* 380 »wiederkehrt«, derselbe lautet etwas anders. Die Note über ἐπιθεῖτε ist überflüssig und falsch, wenn folgt: »anders *Ψ* 558«; da steht ἐπιδοῦναι. — 74. warum müssen die Tische »demnach sehr zierlich sein, wenn sie für die Einzelnen als Schilde dienen konnten«? — 75. die Note über ὠκύμορος ist unverständlich. — v. 85 man hat doch anzunehmen, dass der Tisch gefallen ist; über das Citat *o* 527 cfr. zu *χ* 20. — 88. für *o* 99 ist zu lesen *σ* 99. Die darauf folgende Bemerkung über die Höhe der Tische halte ich für unrichtig. — 102 »= *σ* 378«, doch nich ganz gleich. — 104 warum soll τῷ bei βουκόλῳ »lediglich aus metrischem Bedürfniss« stehen und nicht in seiner bezeichnenden Weise gebraucht sein? — Was in der Folge über die Lokalität des Hauses gesagt wird, z. B. über ὀρσοθύρη, ἐφορμή etc., ist mir nicht überzeugend. Bei einer zweiten Auflage könnte die Erklärung noch knapper gehalten werden und manche Noten, z. B. auch in der Weise wie *ω* 6: »νυκτερίδες vom Stamm νυκτ, Fledermäuse« wegfallen. Uebrigens ist nicht Hermes auch »auf dem letzten, unfreiwilligen Wege« »ein freundlicher Geleiter« der Gestorbenen (zu *ω* 1)? und

τρίζουσαι von den *ψυχαί* kann doch nicht »zirpend« sein und sich auf die »ganz geringe Stimme« beziehen, die man ihnen zuschrieb, sondern von dem Schwirren durch die Luft in Folge der Bewegung, wie es ja auch der Sinn ist in dem vom Verfasser aus Claudian angeführten Citat.

6) *Ὁμήρου Ἰλιὰς μετενεχθεῖσα εἰς τὴν Καθομιλουμένην μετὰ εἰκόνων, ὑπὸ Ἀνέστη Κωνσταντινίδου. Ἐν Ἀθήναις* 1878. 456 S. 8.

Die Uebersetzung schliesst sich dem Texte genau an. Hier eine Probe (*Σ* 94 ff.): *Πρὸς αὐτὸν δ' ἀπεκρίθη ἡ Θέτις δακρύουσα· »Ὀλιγόβιος θὰ ἦσαι, τέκνον μου, καθὼς ὁμιλεῖς· διότι εὐθὺς μετὰ τὸν Ἕκτορα θὰ ἦναι ἕτοιμος ὁ θάνατός σου«. Τότε μεγάλως στενάξας εἶπεν ὁ ταχύπους Ἀχιλλεύς· »Ἂς ἀπέθνησκον πάραυτα, ἀφοῦ δὲν ἔμελλον νὰ βοηθήσω τὸν φίλον μου φονευόμενον· ἀλλ' αὐτὸς μὲν ἐχάθη πολὺ μακρὰν τῆς πατρίδος του, ἔλαβε δὲ χρείαν ἐμοῦ, ὅπως ἐκδικηθῶ τὸν θάνατόν του. Τώρα δὲ ἂς ἀποθάνω, ἀφοῦ δὲν θὰ ἐπανέλθω εἰς τὴν ἀγαπητήν μου πατρίδα, οὐδ' ἠδυνήθην νὰ σώσω τὸν Πάτροκλον καὶ τοὺς ἄλλους συντρόφους μου, οἵτινες πολλοὶ ἐφονεύθησαν ὑπὸ τοῦ θείου Ἕκτορος, ἀλλὰ κάθημαι μάτην εἰς τὰ πλοῖα, βάρος τῆς γῆς, τοιοῦτος ὢν εἰς τὸν πόλεμον, ὁποῖος δὲν εἶναι κανεὶς ἐκ τῶν χαλκοχιτώνων Ἑλλήνων· διότι εἰς τὴν ἀγόρευσιν εἶναι καὶ ἄλλοι καλλίτεροί μου.* 34 den Text unterbrechende Holzschnitte geben Abbildungen vom Achilleus, der Briseis, vom Trinkgeschirr, Altar, Schiff, Skeptron, Opfer etc. Die Ausstattung ist eine sehr mittelmässige; vor dem Achilleus S. 1., dem Typus der Schönheit und Jugendlichkeit, kann man sich wahrhaft entsetzen.

7) *Ὁμήρου Ὀδύσσεια μετενεχθεῖσα εἰς τὴν Καθομιλουμένην μετὰ εἰκόνων, ὑπὸ Ἀνέστη Κωνσταντινίδου. Ἐν Ἀθήναις* 1878. 333 S. 8.

Als Probe für die Uebersetzung theile ich hier das Proömium mit: *Τὸν ἄνδρα εἰπέ μοι, ὦ Μοῦσα, τὸν πολυγυρισμένον, ὅστις πολὺν χρόνον περιεπλανήθη, ἀφοῦ ἐξεπόρθησε τὴν ἱερὰν πόλιν τῆς Τροίας· καὶ πολλῶν ἀνθρώπων εἶδε τὰς πόλεις καὶ ἐγνώρισε τὰ ἤθη, ὑπέφερε δὲ καὶ αὐτὸς πολλὰ δεινὰ εἰς τὸ πέλαγος, προςπαθῶν νὰ σώσῃ τὴν ζωήν του καὶ νὰ ἐπαναφέρῃ τοὺς συντρόφους του εἰς τὴν πατρίδα των. Δὲν ἠδυνήθη ὅμως νὰ τοὺς σώσῃ ὅσον καὶ ἂν προσεπάθησε, διότι ἀπὸ ταῖς ἁμαρτίαις τῶν ἐχάθησαν· οἱ μωροί! κατέφαγον τὰς βοῦς τοῦ Ἡλίου Ὑπερίονος· καὶ οὗτος τοῖς ἀφήρεσε τὴν ἡμέραν τῆς εἰς τὴν πατρίδα ἐπανόδου. Ἀφ' οἱουδήποτε μέρους τούτων εἰπὲ καὶ εἰς ἡμᾶς, θεά, θύγατερ τοῦ Διός.*

27 Holzschnitte (Pallas Athene, Webstuhl, Helena, Opfer, Kithara, Diskos etc.) sind der Uebersetzung beigegeben. Dieselben sind, wie die Ausstattung des ganzen Buches, höchst mittelmässig.

Einzelne Stellen werden behandelt:

8) A. Grumme, De Iliadis prooemii versu quinto et de parataxis Homericae quodam genere. Gerae 1878, 4. 8 S.

In den homerischen Blättern (I, 164) hatte J. Bekker *A* 5 vor *Διὸς*

δ' ἐτελείετο βουλή ein Punctum zu setzen vorgeschlagen und dadurch das Proömium in »zwei Hälften« zerlegt, deren zweite zur »Erläuterung und Apologie der ersten gehört«; der Sänger hätte besorgen können, dass er mit seinem Thema vom verderblichen Zorne des Peliden die Zuhörer zurückschrecken könnte und darum »beschwichtigend, versöhnend, tröstend« hinzugefügt, dass der Zorn durch göttliche Fügung entstanden. Als ob das anhörende Publikum, wenn es wirklich so zart organisirt war, dass es sich möglicherweise durch den Eingang dieses Gedichtes vom Zorne abgestossen fühlte, durch den Trost, dieser Zorn sei ein von Gott gesandter, hätte angezogen werden können. Hr. Grumme vertheidigt gegen Bekker die Interpunktion οἰωνοῖσι τε πᾶσι, Διὸς δ' ἐτελείετο βουλή, er weist überzeugend durch mehrere Gründe das Unhaltbare von Bekker's Ansicht nach, indem er unter andern auf V. 8f. aufmerksam macht, wo Apollo als der Gott bezeichnet werde, der den Streit der beiden Fürsten veranlasst habe, sodann eine lange Reihe von Stellen aus dem Gedicht heranzieht, aus denen zur Evidenz hervorgeht, dass mit der βουλή Διός nur des Zeus Zusage an die Thetis, den Troern Ruhm im Kampfe zu verleihen, gemeint sein könnte; für die parataktische Satzbildung wird schliesslich eine grosse Zahl von ähnlich gebildeten Stellen angeführt.

9) *Α* 251 . . οἵ οἱ πρόσθεν ἅμα τράφεν ἠδ' ἐγένοντο (οἱ vom Nestor).

Hr. Fr. Rauchenstein fasst τράφεν ἠδ' ἐγένοντο nicht als sogenanntes ὕστερον πρότερον auf, sondern findet in dieser Stellung der beiden Wörter »die natürlichste Ordnung der Dinge und Zustände«. ἅμα wird aber zu ἐγένοντο in anderer Bedeutung genommen als zu τράφεν; das macht die Erklärung künstlich. Der Hauptaccent liegt auch hier auf der wichtigen Phase, die τράφεν ausdrückt; sollte das γενέσθαι als besonders wichtig hervorgehoben werden, so setzte der Dichter diesen Ausdruck natürlich voran, wie wir γ 28 lesen: οὐ γὰρ ὀίω | οὔ σε θεῶν ἀέκητι γενέσθαι τετραφέμεν τε; cfr. auch ξ 141 (Philol. 1878. 37. Bd. III. Heft S. 414.)

10) *Β* 455—483. Die Stelle *Β* 455—483 behandelt O. Franke in einem besonderen Programm. Wernigerode 1878, 20 S. 8.

Der Hr. Verfasser der lebendig geschriebenen Abhandlung legt zu Grunde eine Betrachtung sämmtlicher Gleichnisse, in denen der Dichter seine Personen mit Göttern entweder mit dem Gattungsnamen θεός, θεοί oder Götterindividuen vergleicht (S. 7—15) und wendet sich dann zu den Versen *Β* 478 f., in denen Agamemnon verglichen wird: ὄμματα καὶ κεφαλὴν ἴκελος Διὶ τερπικεραύνῳ, Ἄρεϊ δὲ ζώνην, στέρνον δὲ Ποσειδάωνι: nach den aus der vorangegangenen Untersuchung sich ergebenden Schlüssen wird dies Gleichniss als nicht homerisch erklärt, einmal aus äusseren Gründen, da hier der Vergleich Bezug nimmt auf drei verschiedene Körpertheile ein und derselben Person, ferner drei Einzelgottheiten zugleich in den Vergleich gezogen und unter den verglichenen Körper-

theilen sonst *κεφαλή*, *στέρνον*, *ζώνη* nicht gefunden werden. Auch innerlich erweist sich dies Gleichniss als verschieden von den übrigen. Denn »es kostet einige Mühe, ehe es gelingt das Bild des Agamemnon zu fixiren«, »indem die Darstellung durch successive Veranschaulichung des Nebeneinander die Vorstellung von dem Bilde zu schaffen sucht«; ferner hat sonst »das Bild ein vom Vergleichungsgegenstande unabhängiges, selbständiges Dasein«, hier »kann nicht Zeus oder Poseidon oder Ares, ein Einzelgott sein Idealbild abgeben noch auch das Göttergeschlecht, weil es von mehreren Götterindividuen Züge und von dem einzelnen individuelle Züge entlehnt . . . das Gegenbild des Agamemnon ist ohne natürliche Einheit und Vollständigkeit«; endlich »setzen die Typen des Vergleichs in ihrer Sonderung als individuell gestaltete Formtheile sinnliche Anschaulichkeit voraus . . . der Dichter leiht sie von den Götterbildern, welche er mit dem leiblichen Auge angeschaut hat«. Hr. Franke findet aber weiter zwischen diesem Gleichnisse und den übrigen von 455 ab, in denen »die Vorstellung des aufmarschirenden Heeres einer strengen Scheidung nach den Erscheinungsseiten und Theilen derselben und nach aufeinanderfolgenden Zeitmomenten« unterzogen wird, eine grosse Aehnlichkeit: »in beiden wird die Veranschaulichung durch Vergleiche zu erreichen gesucht, welche das Einzelne, die Theilvorstellungen in helles Licht stellen sollen«; er weist diese Gleichnisse dem »Ordner« zu, »vermuthlich einem Mitgliede der Redactionscommission der Pisistratiden«; das Stück ist zu einer Zeit entstanden, »in welcher die statuarische Kunst schon eine erste Stufe der Entwickelung erstiegen und gewisse Typen ausgeprägt hatte«. — Mir erscheint die ganze Untersuchung als sehr reflectirt und vielfach der frischen, unmittelbaren dichterischen Anschauung zu entbehren, den Schluss aber auf die übrigen Gleichnisse halte ich für völlig verfehlt.

S. 11 Z. 6 v. o. ist für »Menelaos« zu lesen »Helena«.

11) *Ι* 153.

Hr. Schmalfeld hält für *νέαται Πύλου ἠμαθόεντος* die Erklärung fest »die äussersten d. i. Grenzstädte des sandigen Pylos«, »jedoch nicht um Städte zu bezeichnen, die zu Nestor's Reiche gehören, sondern nur zu sagen, dass sie Grenzorte des *Πύλος ἠμαθόεις* genannten Landes sind«. Die Erklärung beruht auf einer Untersuchung über *Πύλος ἠμαθόεις*, worunter für die Ilias ganz *Μεσσήνη* zu verstehen sei; der Verfasser der Ilias habe den Namen *Μεσσήνη* gar nicht gekannt. (Philologus, 1878, Bd. 38, S. 179—184.)

12) *Ω* 390.

Hr. A. Römer (Fleckeisen's N. Jahrbücher 1878, Bd. 117, S. 234) schlägt vor den Vers also zu lesen:

πεῖρα ἐμεῖο, γεραιέ, καὶ εἴρεο Ἕκτορα δῖον.

Ich halte eine Conjectur nicht für nöthig und glaube, dass alles in Ordnung ist — mit Ausnahme von V. 385, den ich mit Bekker für unecht erkläre. An einem anderen Orte begründe ich näher mein Urtheil.

13) *α* 296.

οὐδέ τί σε χρή
νηπιάας ὀχέειν, ἐπεὶ οὐκέτι τηλίκος ἐσσί

Hr. R. Sprenger (Fleckeisen's N. Jahrb. 1878, Bd. 117, S. 272) schlägt vor *νηπιάας* auf die Freier zu beziehen, deren »unbesonnene Streiche« Telemachos nicht mehr ertragen soll: einmal »passt diese Aufforderung besser in den Zusammenhang«, sodann wäre bei der gewöhnlichen Erklärung *νηπιάας ὀχέειν* = *νηπιαχεύειν* diese Bedeutung von *ὀχέειν* ganz singulär; sonst heisst es ertragen«. Wir wollen darüber nicht streiten, welche von beiden Auffassungen für den Zusammenhang passender ist: gewiss lässt sich gegen folgenden Gedanken nicht das mindeste einwenden: »du darfst dich nicht kindisch zeigen, da du nicht mehr in dem Alter bist«. Was ferner die Bedeutung von *ὀχέειν* anbetrifft, so bieten die Lexica allerdings für diese Stelle eine besondere = fortbewegen, führen, während es sonst »ertragen« bedeuten soll. Ich glaube jedoch, dass die erstere die Grundbedeutung ist, jedenfalls ist so sinnlich gedacht *λ* 619: *σὺ κακὸν μόρον ἡγηλάζεις, ὅνπερ ἐγὼν ὀχέεσκον ὑπ' αὐγὰς ἠελίοιο*, und so kann auch in den übrigen Stellen mit den Objecten *ὀϊζύν*, *ἄτην* ganz sinnlich *ὀχέειν* aufgefasst werden. Endlich wäre *νηπιάας* von den Freiern, die ihres frevelhaften Sinnes und ihrer frevelhaften Thaten wegen sonst immer getadelt werden, doch zu matt und zu schwach. *νηπιέη* heisst »kindisches Wesen« und findet sich immer in dieser Bedeutung auch nur von solchen, die dem kindischen Alter noch nahe stehen, ausgenommen *ω* 469 vom Eupeithes, wo *νηπιέῃσι* gewiss nicht so präcis gesagt ist wie *Ο* 363, *Υ* 411.

14) *β* 227.

Hr. A. Jäcklein will mit Eustathius *γέροντι* auf Laertes bezogen wissen und versteht die Stelle so, dass Odysseus dem Mentor die Verwaltung des Hauses anvertraut habe in der Weise, dass er einerseits den greisen Laertes respectire, andrerseits aber auch alles in gutem Stand erhalte. Gewiss nicht richtig. Denn wenn Odysseus seinem Freunde die Leitung des Hauses während seiner Abwesenheit anvertraut, so ist es in solchem Verhältniss nicht nur überflüssig, sondern ungehörig, die Mahnung mitzugeben, dass er den alten Vater »respectire«. Der Vers 227 löst sich, wie Faesi richtig erklärt, von 226 los und ist gesprochen vom Standpunkte der späteren Zeit. Allerdings kann man auf *χ* 209 hinweisen, wo Odysseus von Mentor sagt, *ὁμηλικίη δέ μοί ἐσσι* und damit beweisen, dass Mentor unmöglich *γέρων* genannt werden könne. Doch einmal ist die Partie in *χ* stark interpolirt, und sodann, wenn Mentor wirklich gleich-

altrig und befreundet mit Odysseus war, warum schloss er sich nicht auch der Fahrt nach Troja an? (Blätter f. d. bayer. Gymn.- und Real-Schulw. XIV, 3. Heft S. 98f.).

15) ϑ 162: ἀρχὸς ναυτάων, οἵ τε πρηκτῆρες ἔασιν.

Derselbe versteht mit Hinweis auf δρᾶν, δρήστειραι unter πρηκτῆρες »Arbeiter, Diener« und sieht in οἵ τε πρηκτῆρες ἔασιν die Erklärung zu ναυτάων »welche das Meer zu befahren haben« (πρήσσειν, πλεῖν ὑγρὰ κέλευθα« etc.). Welch ein überflüssiger Zusatz zu dem doch wahrlich verständlichen ναυτάων, und πράσσειν, (πρῆξεις, πράγματα), was zur Begründung angezogen wird, hat mit dem δρᾶν in δρήστειραι gar nichts zu thun. (Bl. f. d. bayer. Gymn.- und Real-Schulw. XIV, 3. Heft S. 99f.)

II. Textkritik und Scholien betreffende Schriften.

16) A. Ludwich, Aristarchisch-Homerische Aphorismen I—VII: Wissenschaftliche Monatsblätter herausgeg. von O. Schade VI. Jahrgang 1878, No. 4, 5, 6, 7, 8, 11, 12.

Diese höchst gehaltvollen und lehrreichen Artikel haben es mit A. Nauck's Stellung zu thun, die er der Aristarchischen Kritik gegenüber einnimmt; sie beweisen mit schlagender Schärfe und ganz unwiederleglich, dass Nauck's Angriffe auf Aristarch und die von ihm geübte Kritik und sein gestrenges Ereifern gegen die »servilen Aristarchomanen« nichts weiter als leere, die Luft erschütternde Declamationen und Phrasen sind, dass der theoretische, so heftige Antiaristarcheer in Praxi sich ganz wie die anderen »servilen Aristarchomanen« von der bösen Krankheit inficirt darstellt: ein Resultat, das für manchen, der nur die von Erbitterung und Unwillen über die Aristarchische »unreife Kritik« dictirten Ausdrücke Nauck's kennt, recht frappirend kommen, aber dann um so komischer wirken muss. Anknüpfend an eine Behauptung Nauck's, nach der Zenodot's Homertext als eine im Allgemeinen bessere Grundlage für die Kritik des homerischen Textes als der Aristarch's gepriesen, des letzteren Kritik als auf der Stufe frühester Kindheit stehend bezeichnet wird, untersucht der erste Artikel (»Zenodot und Aristarch«) das thatsächliche Verhältniss, in welchem Nauck zu diesen beiden Kritikern nach seiner Iliasausgabe steht, und kommt zu dem merkwürdigen Resultat, dass beispielsweise in der ersten Rhapsodie der Ilias unter 41 Fällen, wo Aristarch anders las als Zenodot, Nauck nur fünfmal dem Zenodot, sechsunddreissigmal dem Aristarch gefolgt ist. Dieser enge Anschluss an Aristarch muss dann freilich ein eigenthümliches Licht werfen auf Nauck's Tiraden gegen die »Aristarchomanen« und die böse Aristarchomanie, »die die Hauptschuld trage, dass die Philologen für die Emendation der homerischen Gedichte nicht mehr geleistet haben«; seine ungerechtfertigten Angriffe auf die Aristarchomanie der »Königsberger Schule«, die grössten-

theils den Heerd dieser Krankheit bilde, weist sodann der zweite Artikel »Aristarchomanie« zurück; »blinde Verehrung des Aristarch, Infallibilitätsglaube« und was sonst Absurdes den Aristarchomanen von Nauck zugeschrieben wird, habe Lehrs, wie das ja auch aus seinem Buche Jedermann bekannt sein sollte, nie gelehrt, könne also auch von der »Königsberger Schule« nicht weiter gelehrt werden: sie halte allerdings Aristarch's Homer-Text für den unter allen diplomatisch am besten beglaubigten, und um einen sicheren Boden zu gewinnen, sei die zunächst liegende Aufgabe, diesen Text, so gut es gehe, wiederherzustellen, bevor man versuche, dem Urtexte sich zu nähern; um jenes zu erreichen, habe man überall, wo nicht wirklich triftige Gründe dagegen sprechen, dem Aristarch zu folgen. — III. »Aristarch und die Conjecturalkritik« weist Nauck gegenüber und allen denen, die heute von Aristarch's willkürlichem Conjiciren reden, auf Aristarch's *περιττὴ εὐλάβεια* hin, auf seinen wiederholt bezeugten Respect vor der Ueberlieferung, mit dem er sich des Conjicirens überhaupt enthalten, der da, wo er etwas als nicht Homerisch glaubte annehmen zu müssen, sich des einzigen Mittels bediente, des Obelos. Das beleuchtet auch der vierte Artikel »Infallibilität und Vergötterung Aristarch's nebst einem Anhange über Wunder«; dass Aristarch Missgriffe gethan, in Verirrungen gerathen, habe Niemand geleugnet. Dass Nauck's Verachtung gegen die alexandrinische, d. h. vornehmlich Aristarch's Unkritik meistens nur in recht energischen Worten zum Ausdruck kommt, während er in Praxi, d. h. in der willigen Annahme des Aristarchischen Textes, unter die böse Rotte der Aristarchomanen sich begiebt, zeigt an einigen höchst eclatanten Beispielen der fünfte Artikel »Nauck's eigene Stellung zu den alexandrinischen Homerkritikern«. Noch eingehender beweist dies der nächste »Theorie und Praxis«: von 95 Stellen aus dem ersten Gesange der Ilias, an denen Aristarch's Ausgabe von der damaligen Vulgata oder anderen alten Texten abwich, hat Nauck 71 mal Aristarchische Lesarten angenommen; höchst interessant ist der Vergleich mit Wolf, Spitzner und Bekker, die doch in bewusster Absicht dem Aristarchischen Texte sich zu nähern bestrebt waren: Wolf hat an den 95 Stellen 66, Spitzner 68, Bekker (1873) 78 mal an Aristarch's Lesarten sich angeschlossen: danach erscheint also auch Nauck in Praxi als ein »leidlich getreuer Gefolgsmann«, er, der theoretisch dessen »enragirtester Gegner ist«. Der letzte Artikel »Kanonisirung des Aristarchischen Homertextes« bringt zunächst noch nach, dass die zweite Bekker'sche Ausgabe unter jenen 95 Stellen 81 mal Aristarch's Lesarten aufweist, und dass sogar W. Dindorf, der wie Nauck von den bösen Folgen der Aristarchomanie sich überzeugt hält, doch in seiner Ausgabe 77 mal sich an Aristarch angeschlossen habe! Sehr gut wird Nauck's Behauptung, dass die Verirrungen der Aristarchischen Kritik darum so unsäglich geschadet haben, weil die Aristarchische Festsetzung des Homerischen Textes in einem der kritischen Me-

thode ermangelnden Zeitalter fast kanonisirt wurde, durch den einfachen Hinweis widerlegt, dass schon ein Jahrhundert nach Aristarch Didymus Mühe hatte zu constatiren, was Aristarchische Lesart sei, was nicht. Und wunderbar bleibt es, dass sich Nauck über diese »Kanonisirung« beklagt, da sich seine eigene Ausgabe von der »Verirrung« der Aristarchischen Kritik doch so wenig freizuhalten gewusst hat. — Diese Artikel sind, wie gesagt, sehr lehrreich und völlig beweisend für, man sollte es glauben, Jedermann, und doch wird nach wie vor die »Seeschlange« »Aristarchomanie« in den Köpfen unserer Gelehrten verheerend ihr Wesen treiben.

17) E. Kammer, Für Homer und Aristarch. N. Jahrb. f. Phil. und Pädag. Bd. 115 1877, S. 649—672.

Obiger Aufsatz erschien gegen K. Brugman's »ein Problem der Homerischen Textkritik und der vergleichenden Sprachwissenschaft« und behandelte zwei Abschnitte aus diesem Buche. Brugman hatte an einer Reihe von homerischen Stellen den Artikel verdächtigt und dafür als ursprünglich das in freierem Gebrauche mit Bezug auf die erste oder zweite Person angewendete Reflexivpronomen der dritten Person empfohlen; sodann hatte er *ἑῆος* an zwei Odyssee-Stellen *ξ* 505 und *ο* 450 als Genetiv von *ἑεύς* = Herr aufgefasst und weiter behauptet, dass Aristarch in seiner Unkenntniss dieses Wortes dasselbe als ein Adjectivum benutzte, um an fünf Iliasstellen, wo die Ausdrücke *παιδὸς ἑοῖο*, *υἷος ἑοῖο* und *ἀνδρὸς ἑοῖο* auf eine zweite Person gingen, diesen ihm anstössigen Gebrauch aus dem Texte zu entfernen; er sei es auch gewesen, der den freieren Gebrauch des Reflexivpronomens durch die Einsetzung des Artikels verdrängt habe. Der Verfasser glaubt überall die Behauptungen Brugman's zurückweisen zu müssen; er sucht zu zeigen, wie der Artikel in den betreffenden Stellen eine besondere Schönheit und zugleich dem homerischen Sprachgebrauch angemessen, dass Brugman trotz seines sicheren Gebahrens auf diesem Gebiet nicht mit den ausreichenden Kenntnissen ausgerüstet sei; ferner sucht er zu widerlegen die Bedeutung *ἑεύς* = Herr und die Behauptung, dass *ἑῆος* eine »Erfindung Aristarch's« sei, schon durch den einfachen Hinweis auf Aristonikos zu *O* 138: ‚*ἠγνόηκε*' (sc. *Ζηνόδοτος*) *δὲ τὴν λέξιν* (sc. *ἑῆος*): wenn man nicht eben annehmen will, dass Aristarch wissentlich eine Lüge gesprochen.

18) Gegen diesen Aufsatz, sowie gegen die Beurtheilung, die Brugman's Buch im Jahresber. 1877, Abth. I, S. 112—119 erfahren hat, richtete dieser an des Referenten Adresse ein »offenes Schreiben« »in Sachen des freieren Gebrauchs der Reflexivpronomina der dritten Person bei Homer« (N. Jahrb. f. Phil. Bd. 117, Heft 7 S. 433—444).

In demselben vertheidigt er *ἑῆος* = Herr nur noch für *ο* 450 — mit welchem Rechte habe ich an einer anderen Stelle darzuthun gesucht —, während er diese Bedeutung für *ξ* 505 zurückzieht, wo *ἑῆος* schon von einem Nachdichter = »wacker« gebraucht sein soll: damit war bereits offen

eingestanden, dass ἕῆος als Adjectivum lange vor Aristarch im Text gestanden und nicht erst Aristarch's »Erfindung« gewesen. Hr. Brugman giebt daher auch — allerdings nicht so ganz unumwunden — zu, dass »wahrscheinlich ἑῆος schon von Aristarch vorgefunden wurde« und erklärt, dass er die oben erwähnten Worte bei Aristonikos: ἠγνόηκε δὲ τὴν λέξιν »nicht gehörig berücksichtigt« habe. Gegen des Referenten Kapitel über den homerischen Artikel und seine Berechtigung an den betreffenden Stellen bringt Hr. Brugman garnichts Positives bei, er lässt sich sogar zu dem Zugeständniss herab, dass er aus diesem Abschnitte meiner Recension »einiges Nützliche« habe lernen können, wie er auch im Allgemeinen die Erklärung abgiebt, dass seine Untersuchung »im Einzelnen wirklich ein paar recht unschöne Irrthümer enthalte«. Was also hätte Referent mehr erlangen können? Freilich diese Zugeständnisse so ganz offen abzulegen, das ging schon nicht, da musste die Sache noch einmal gedreht, gewunden, gezogen, gereckt werden, ob es nicht doch hier oder da noch stimmen könnte, da musste Alles, damit es doch noch nach Etwas aussähe, in eine so anmassliche Sprache gekleidet, da musste ein so voller Brustton sittlicher Entrüstung angeschlagen werden, wie es so gar nicht zu den argen Sünden stimmt, die Hr. Brugman gegen Homer und Aristarch sich hatte zu Schulden kommen lassen. Hrn. Brugman waren im Bereich der Scholien eine Reihe wirklich recht schülerhafter Versehen, in dem grammatischen Kapitel »Artikel« eine völlige Unsicherheit, ja Unkenntniss nachgewiesen und in seiner ganzen Methode eine das Mass übersteigende, nur mit der Kühnheit seiner Behauptungen Schritt haltende Flüchtigkeit nachgewiesen, dass er wohl Gründe gehabt hätte, Homer und was damit in Verbindung steht, zunächst auf sich beruhen zu lassen, um vielleicht erst nach Jahren ernsterer Studien, wenn das Springende und Willkürliche in seiner Methode gewichen, sich diesem Gebiet mit mehr Erfolg wieder zu nahen. Ausführlicher erwidere ich auf dies »offene Schreiben« an einem anderen Orte. Hier berühre ich nur einen Punkt. Hr. Brugman nahm in seinem Problem an Aristarch's Lesart ἀμφὶ σφοῖς ὀχέεσσι καὶ ἔγχεσιν (sc. ὄλοντο) (Σ 231) folgenden Anstoss: »Versteht man ἀμφὶ ἔγχεσι, wie es einzig verstanden werden kann, ‚an den Lanzen steckend, von denselben gespiesst', so ist es doch wenig glaublich, dass die Präposition, einmal gesetzt, zu beiden Substantiven in ganz verschiedener Bedeutung sollte zu nehmen sein, und dazu kommt, dass ἀμφὶ ὀχέεσσι keinen rechten Sinn giebt, da es doch nichts anderes heisst als ‚um die Wagen herum' und man vielmehr einen Ausdruck erwartet, der die Wagen zugleich als Grund des Untergangs der Troer erscheinen lässt, etwa die Präposition ὑπό« (S. 31f.). Ich hatte in meiner Recension (a. a. O. S. 651f.) ἀμφὶ σφοῖς ὀχέεσσι καὶ ἔγχεσιν als sinnlich anschaulicher von den im Getümmel sich in einander schiebenden, die dazwischen gepressten Menschen zerquetschenden, auch mit der Deichsel sie durchstossenden

Wagen vertheidigt und den Ausdruck: »sie fanden um ihre Wagen und Lanzen den Tod« einen höchst malerischen genannt. Wenn nun Hr. Brugman diese Auffassung in seinem »offenen Schreiben« erwähnt und fortfährt: »also: ‚um die Wagen und Lanzen‘ = ‚die Wagen (Sie meinen nämlich die Deichseln) und die Lanzen im Leibe stecken habend‘«, so ist dies lediglich seine eigene Interpretation, in der er meine Worte für seine Zwecke verdreht. Ich hatte nicht von den Deichseln allein gesprochen, sondern von den in einander geschobenen Wagen, die die dazwischen gepressten Menschen zerquetschten: dies überging Hr. Brugman, indem er mich sagen liess: »die Wagen im Leibe stecken habend« und so konnte er darum seinen Angriff schliessen mit der Behauptung, ich wüsste doch gar nicht einmal zu sagen, wie denn das *ἀμφὶ ὀχέεσσι* eigentlich zu fassen sei. Nun ich führe jetzt zur Unterstützung meiner Auffassung noch eine völlig entsprechende Parallelstelle aus Thuk. VII, 84 an, wo von den unter Nikias fliehenden Athenern die Rede ist, die durch die nachsetzenden Syracusaner in den Assinaros hinein gedrängt werden: *ἀθρόοι γὰρ ἀναγκαζόμενοι χωρεῖν ἐπέπιπτόν τε ἀλλήλοις καὶ κατεπάτουν, περί τε τοῖς δορατίοις καὶ σκεύεσιν οἱ μὲν εὐθὺς διεφθείροντο, οἱ δὲ ἐμπαλασσόμενοι κατέρρεον.* Die Aehnlichkeit der Situation und des Ausdrucks ist so gross, dass man glauben kann, Thukydides habe die homerische Stelle vor Augen gehabt in der Fassung, wie sie nachher Aristarch uns geboten hat.

19) Scholia Graeca in Homeri Iliadem ex codicibus aucta et emendata edidit Gulielmus Dindorfius. Tom. III. XVI, 511 S., Tom. IV. 413 S. Oxonii: e typographeo Clarendoniano. Lipsiae, T. O. Weigel 1877.

Der dritte und vierte Band der Dindorf'schen Scholien-Ausgabe bringen nach den Collationen von Cobet und D. B. Monro den Codex Venetus No. 453, auch Venetus *B* genannt. Ueber die Beschaffenheit desselben — das Blatt 101 Iliados *H* 395—413 ist in Facsimile dem III. Bande vorangegeben — und das Verfahren bei der Herausgabe hat sich Hr. Dindorf in der Vorrede ausgesprochen. Andere Handschriften (cod. Townleianus, Scorialensis, Leidensis, Harleianus, Lipsiensis) hat er nur benutzt, um aus ihnen etwaige Irrthümer des Cod. B zu berichtigen, die ‚nec multi nec graves‘ sind, wie Hr. Dindorf uns versichert. Dass das jedoch nicht der Fall ist, dass leider bei der Constituirung des Textes andere Handschriften oder Emendationen aus neuerer Zeit zu wenig benutzt sind und somit eine grosse Zahl von Stellen im Cod. B zu emendiren bleibt, darauf hat A. Römer bereits hingewiesen (Fleckeisen's N. Jahrb. 1878 S. 533 ff.). Referent muss dasselbe aussprechen für einen grossen Theil der im Cod. B vereinten Scholien, für die auf das allerschlimmste uns dort überlieferten Porphyriana; er hat in seiner Doctordissertation einen Versuch

zur Emendirung derselben gegeben. Ob Hr. Dindorf dieselbe nicht gekannt oder der Heranziehung nicht für werth gehalten hat, lässt sich allerdings nicht feststellen; jedenfalls bleibt die Thatsache bestehen, dass die Porphyriana in Dindorf's Ausgabe völlig unlesbar sind. Hr. Dindorf hat sich nicht einmal die Mühe gegeben, die aus Homer dort entlehnten Citate, die von der allergrössten Flüchtigkeit zeugen, zu vergleichen und zu berichtigen. Wie weit die geübte Nachlässigkeit geht, dafür ein Beispiel. In dem Scholion zu *E* 137, das von dem Homerischen Hause handelt, werden die Theile des ländlichen Hauses denen eines städtischen gegenübergestellt: der Satz, wie wir ihn im Cod. B lesen, lautet: *ἐν δὲ τῇ πόλει ἀνάλογον τῷ σταθμούς τε κλισίας τε κατηρεφέας ἠδὲ σηκοὺς λέγειν, πλὴν τόδ' ἄρ' αἴθουσαί τε καὶ ἕρκεα καὶ δόμοι ἀνδρῶν*«; hier ist *πλὴν τόδ'* völlig unsinnig. Hr. Dindorf scheint nicht gemerkt zu haben, dass hier zwei Verse aus Homer, die auch als solche hätten herausgehoben werden müssen, enthalten sind 1. *Σ* 589: *σταθμούς τε κλισίας τε κατηρεφέας ἰδὲ σηκούς* und 2. *ϑ* 57: *πλῆντο δ' ἄρ' αἴθουσαί τε καὶ ἕρκεα καὶ δόμοι ἀνδρῶν*. Von solchen Irrthümern könnte Referent hier Hunderte anführen. Mit grosser Freude sieht er aber, dass die in seiner oben erwähnten Arbeit dem Porphyrinus zugeschriebenen Scholien zum Theil jetzt ausdrücklich als Porphyriana bestätigt werden. Danach gewinnt seine Vermuthung auch für die anderen an Wahrscheinlichkeit.

Wir haben gewiss Hrn. Dindorf dafür den grössten Dank zu sagen, dass wir durch ihn den Cod. B in dieser Vollständigkeit empfangen haben, er hat aber bis jetzt nur reichliches Material zusammengetragen: der in ihm ruhende Schatz harrt hoffentlich noch der Hebung durch einen anderen, für diese Aufgabe Vorbereiteteren.

Auf diese Ausgabe Dindorf's beziehen sich die beiden Schriften von L. Friedländer und A. Römer:

20) L. Friedländer, Observationes Aristarcheae, S. 4 (Index lectionum acad. Albert. Regimonti 1879).

In den Addenda zum vierten Bande der Ilias-Scholien S. 394 ff. kommt Dindorf noch einmal auf das auf dem achten Blatt des Cod. Ven. A stehende und von Cobet für ein Aristoniceum ausgegebene Fragment zurück und sucht die Gründe, die L. Friedländer in dem Prooemium des Lections-Catalogs vom Jahre 1878 dagegen angeführt hatte, einzeln zu widerlegen, ohne jedoch Friedländer's Namen dabei zu erwähnen. Kurz, aber höchst treffend unternimmt der Hr. Verfasser noch einmal die Unhaltbarkeit dieser Hypothese nachzuweisen; man sollte glauben, das müsste für Jeden überzeugend sein, selbst für Dindorf und Cobet.

21) A. Römer, Anzeige von Dindorf's Scholien-Ausgabe Bd. III und IV, Fleckeisen's N. Jahrb. 1878, S. 533—541.

Ein ganz vortrefflicher Aufsatz, der für die solide Gelehrsamkeit des Verfassers auf diesem Gebiet und dessen Scharfsinn wiederum glänzendes Zeugniss ablegt. Hr. Römer hält es für nothwendig, zunächst das Verhältniss des Codex Townleianus zum Cod. Ven. B festzustellen; denn »erst nach der Lösung der Frage, ob im Ven. B oder im Townleianus uns die älteste und ursprünglichste Gestalt dieser Scholien vorliegt, wird man an eine annähernd richtige Anordnung derselben, sowie an eine richtige Gestaltung des Textes gehen können«. An einer Reihe von Beispielen, die er aus dem ihm zu Gebote stehenden, von Dindorf für eine Abschrift des Townleianus erklärten Cod. Victorianus (in der Münchener Bibliothek) entnimmt, illustrirt er das Verfahren des Schreibers des Cod. B und kommt danach zu der Ueberzeugung, dass im Cod. Victorianus uns eine ältere und ursprünglichere Fassung der Scholien vorliegt als im Cod. B. Danach zieht Hr. Römer den Schluss, dass »eine richtige Ausgabe der exegetischen Scholien der Ilias nur auf Grund der Scholien des Townleianus gefertigt werden kann«. Ist der Satz so richtig — und nach den Beispielen unterliegt es keinem Zweifel —, so sind einem künftigen Herausgeber für diese exegetischen Ilias-Scholien die Wege vorgezeichnet. — Mit einem grossen Verzeichniss von Emendationen für den Cod. B schliesst der höchst lehrreiche Aufsatz.

22) Adolfus Schimberg, Analecta Aristarchea. Dissertatio inauguralis. 36 S. Gryphiswaldiae 1878.

Der erste Theil (S. 3—23) beschäftigt sich mit den geographischen Homonymien (wie Ephyra, Oechalia, Pylos, Orchomenos u. s. w.) und versucht nachzuweisen, welche Wandlungen, Umbildungen und Erweiterungen die diese Fragen betreffenden Bemerkungen von Aristarch bis auf Stephanus von Byzanz erfahren haben: ein schwieriges Capitel, das durch vorliegende Dissertation noch nicht erledigt ist. Wichtiger ist Capitel II (S. 23—29), welches von Personen-Homonymien handelt und den neuen Gedanken durchführt, dass Aristarch bei den einzelnen Versen die Homonymien notirt habe gewissermassen als Material, um dasselbe zu verwerthen zur Lösung der Frage über Pylaimenes; dieses habe er in einer besonderen Schrift *σύγγραμμα περὶ Πυλαιμένους* gethan, in der er zuerst seine Ansicht über jene bekannte Stelle *N* 658 f. ausgesprochen und zur Begründung sämmtliche Homonymien in alphabetischer Folge daran angeschlossen habe; diese Schrift habe Aristonikos benutzt und um nicht die einzelnen Homonymien immer an den betreffenden Versen noch besonders zu notiren, habe er ein grosses Verzeichniss aus Aristarch's *σύγγραμμα* excerpirt, das uns zu *N* 643 in B L V erhalten ist. Was brachte nun den Verfasser auf den merkwürdigen Gedanken der selbständigen Schrift Aristarch's *περὶ Πυλαιμένους*? Wir lesen bei Aristonikos zu *A* 320 über Eurybates: »*ὅτι καὶ ἕτερος Εὐρυβάτης, Ὀδυσσέως κῆρυξ* (*B* 184). *ἡ δὲ ἀναφορὰ πρὸς τὸν Πυλαιμένην* (so Bekker für die handschriftliche Lesart

τὰ Πυλαιμενῆα), ebenso zu *B* 517 über Schedios mit dem Schluss: *ἡ δὲ ἀναφορὰ πρὸς τὰ Πυλαιμένους*, zu *B* 837 über Asios: *ἐσημειοῦτο δὲ ὁ Ἀρίσταρχος τὰς ὁμωνυμίας πρὸς τὰ Πυλαιμένους*, zu *Δ* 295 über Chromios: »*ἡ διπλῆ, ὅτι τρίτος οὗτος Χρομίος Πύλιος, πρὸς τὰ Πυλαιμένους*«, zu *Ο* 515 über Schedios mit dem Schluss: *ἡ δὲ ἀναφορὰ πρὸς τὰ περὶ Πυλαιμένους*. Danach hat Cobet für alle diese Stellen *περὶ* conjicirt und Dindorf hat das in seiner Ausgabe aufgenommen. Hr. Schimberg zieht nun aus *ἡ δὲ ἀναφορὰ πρὸς τὰ περὶ Πυλαιμένους* den Schluss, damit sei auf ein besonderes Werk mit dem Titel *περὶ Πυλαιμένους* verwiesen; danach wäre überall, wo diese Wendung *ἡ δὲ ἀναφορὰ πρός* — vorkommt, diese Annahme möglich. Die Sache ist ganz einfach. Aristarch war durch die Stelle vom Pylaimenes auf die Homonymien überhaupt aufmerksam geworden und ihnen nachzugehen veranlasst, er stellte nun in den einzelnen Fällen dies fest und verwies auf den am meisten charakteristischen mit Pylaimenes *πρὸς τὸν Πυλαιμένην* oder *πρὸς τὰ Πυλαιμένους* = vgl. die Stelle über Pylaimenes; das sagt jene oben mitgetheilte Bemerkung zu *B* 837: ‚*ἐσημειοῦτο δὲ ὁ Ἀρίσταρχος τὰς ὁμωνυμίας πρὸς τὰ Πυλαιμένους* = er notirte die Homonymien mit Bezug auf Pylaimenes.

Aus dieser Abhandlung Aristarch's sollen nach Hrn. Schimberg uns zwei Excerpte zu *N* 643 B. V. und *N* 658 A von keinem Geringeren erhalten sein als von Aristonikos! Man muss sich aber in der That gar wenig in den knappen, sowohl was die Gedanken, wie den Ausdruck betrifft vortrefflichen Stil, den des Aristonikos Bemerkungen zeigen, hineingelesen haben, um diese zwei, wesentlich eine Nomenclatur enthaltenden Scholien, deren Charakter auf einen ganz anderen Verfasser schliessen lässt, für ein Aristoniceum resp. Aristarcheum auszugeben. Und Aristonikos sollte die Homonymien ‚semel uno eoque conspicuo loco‘ zusammengestellt haben, um nicht ‚alio easdem‘ zu wiederholen? Warum sind denn nicht sogleich sämmtliche in diesem Scholion abgemacht worden, warum lesen wir doch noch — abgesehen von den Namen Schedios, Eurymedon und Eurybates —, zu diesem oder jenem Verse des Aristonikos Hinweis auf Homonymien, die in dem langen Scholion zu *N* 643 (resp. 658) nicht erwähnt sind? Liegt darin irgend eine Methode?

Hr. Schimberg ist aber noch weiter gegangen und hat uns das *σύγγραμμα περὶ Πυλαιμένους* Aristarch's selbst reconstruirt (Cap. III S. 29—36), indem er es aus den armseligsten, von allen Seiten und von den verschiedensten Verfassern und Epitomatoren — und von sich selbst entlehnten Flicken zusammenstellt: mit dieser demonstratio ad oculos hat sich Hr. Schimberg vollständig gerichtet. Das *σύγγραμμα* beginnt mit der erstaunlichen Trivialität: *Πολλαὶ παρὰ τῷ ποιητῇ ἀπορίαι*! Darauf folgt Angabe des Widerspruchs der beiden Stellen *E* 576 und *N* 658 f. entlehnt aus dem Anfange des Schol. *A* zu *E* 576, welches dort ein geschlossenes *ζήτημα* des Porphyrios bildet. Dann noch ein-

mal derselbe Gedanke aus einem ähnlichen *ζήτημα* zu *N* 658. Daran schliessen sich die einzelnen Versuche, diese *ἀπορία* zu lösen. Zuerst Zenodot's: ,*Ὁ μὲν οὖν Ζηνόδοτος οὐ νοήσας ἐν μὲν τῇ Ε Πυλαιμένεα, ἐν δὲ τῇ Ν Κυλαιμένεα ἔγραφεν*'. Dies Stück ist zurecht gemacht aus dem auf dem achten Blatt des Cod. Ven. A erhaltenen, von Dindorf für Aristoniceisch ausgegebenen Fragment: ,*σημειοῦται δὲ πρὸς τὸν αὐτὸν* (sc. *Ζηνόδοτον*) *ἀπεριστίκτῳ διπλῇ τὰς ὁμωνυμίας ἁπάσας, ὅτι οὐ νοήσας τὸ τοιοῦτον ἔγραφεν ὁτὲ μὲν Πυλαιμένεα, ὁτὲ δὲ Κυλαιμένεα*'. So schlimm auch hier der Ausdruck *τὸ τοιοῦτον* (bei *οὐ νοήσας*) mit Bezug auf die Homonymien ist, man versteht doch, was der Verfasser dieses Fragments hat sagen wollen: was bedeutet aber dieses *οὐ νοήσας* ohne Object bei Hrn. Schimberg's Aristarch? Nach Zenodot folgt Aristophanes. Wir haben von Aristonikos zu *N* 658. 659 ein Scholion, das beginnt: ,*ἀθετοῦνται ἀμφότεροι ὅτι*' — es folgen die Gründe. Dasselbe schliesst: ,*εἰ δὲ μένοιεν οἱ στίχοι οὗτοι, νοητέον ὁμωνυμίαν εἶναι*. Wir haben hier den wirklichen Aristarch vor uns; er ist mit Aristophanes (*ἀθετοῦνται* u. s. w.) zur Annahme der Athetese bereit, die er in seiner prägnanten Weise begründet, lässt aber zum Schluss auch die Wahl frei, Homonymien anzunehmen (cfr. Lehrs Arist.[2] S. 347). Dieses sagt uns auch das Excerpt V zu *N* 658: ,*ὁ μὲν Ἀριστοφάνης ἀθετεῖ, ὁ δὲ Ἀρίσταρχος ἢ ἀθετεῖν φησὶ δεῖν ἢ ὁμωνυμίαν νομίζειν*'. Was macht nun Hr. Schimberg daraus? Er schreibt also: ,*Ὁ δὲ Ἀριστοφάνης ἀθετεῖ ἐν τῇ Ν οἰόμενος, ὅτι κτλ.* Ich sehe davon ab, dass Hr. Schimberg ganz willkürlich den überlieferten Text umgestaltet; statt, ,*ἀθετοῦνται ἀμφότεροι*' sc. *στίχοι* schreibt er *ἀθετεῖ*, muss dann sogleich für *ἔταξεν αὐτοὺς* (sc. *ἀμφοτέρους*) einsetzen *ἔταξεν τοὺς στίχους*; viel wichtiger ist die so gewonnene Aenderung des Gedankens. Hr. Schimberg giebt Aristarchos' Begründung allein dem Aristophanes und lässt sie — diesen Satz mit *ὅτι* — völlig ungriechisch von *οἰόμενος* abhängen, das er einschiebt in Unkenntniss der Wendung *ἀθετεῖ ὅτι, ἀθετοῦνται ὅτι*, und darauf Aristarch's eigene Meinung folgen: ,*Ἐγὼ δὲ ἢ ἀθετεῖν φημι ἢ ὁμωνυμίαν νομίζειν*' — das *δεῖν* aus dem Schol. V ist ganz weggelassen! — Dass Hr. Schimberg nicht vor diesem Satz erschrak! Was ein Epitomator als kurzen Inhalt niederschrieb, bekommt nun Aristarch zu sprechen in erster Person *Ἐγὼ δὲ*! nun, um etwas ganz anderes vorzuschlagen als was Aristophanes gethan? ein ganz unglaublich abgeschmackter Satz! wie ganz anders und wie fein spricht Aristarch zu uns aus des Aristonikos Bemerkung! Zur Begründung des Aristarchischen ,*ὁμωνυμίαν νομίζειν*' folgt ein Satz zum Theil aus Hrn. Schimberg's eigener Fabrik, zum Theil entlehnt aus *N* 643: ,*οὐ γὰρ οἶμαι* (!) *τὸν ἐν τῇ Ν Πυλαιμένη εἶναι τὸν ἐν τῇ Ε ἀναιρεθέντα*'. Hr. Schimberg geht also soweit, diese Trivialität im Gedanken und Ausdruck Aristarch unterzuschieben! er giebt auch noch den Grund an, warum das Aristarch nicht glaubte! Nun man sollte glauben, der ergäbe sich von selbst, denn wenn Pylaimenes in *E* getödtet ist, kann er nicht in *N* der

Leiche seines Sohnes folgen! Hr. Schimberg lässt Aristarch etwas complicirter denken und zwar so: ‚*εἰ γὰρ τούτου τοῦ Πυλαιμένους ἦν υἱὸς ὁ Ἁρπαλίων, ἀλογώτατον ἦν μὴ φαίνεσθαι αὐτὸν ὑπερμαχοῦντα τοῦ πατρός*‘. Dieser Satz ist nach zwei Scholien umgebildet und zusammengesetzt. Zu *E* 576 lesen wir: *πῶς δὲ ὁ Ἁρπαλίων ἐνταῦθα οὐκ ἐπήμυνε τῷ πατρί, εἰ τούτου ἦν υἱὸς τοῦ Πυλαιμένεος*, d. h. wie kam es, dass Harpalion hier (in *E*) seinem Vater nicht half, wenn er ein Sohn dieses (in *E*) Pylaimenes war: eine Frage, die Jemand sich aufwarf bei der Lectüre der Stelle in *E*. Zu *N* 643 finden wir: »*εἴπερ ἐκείνου τοῦ Πυλαιμένους ἦν υἱὸς ὁ Ἁρπαλίων, ἀλογώτατον ἦν μὴ φαίνεσθαι αὐτὸν ὑπερμαχοῦντα τοῦ πατρὸς*: vermuthlich ein Excerpt aus einem längeren Scholion zu *N*, das im Rückblick auf die Stelle in *E* (*ἐκείνου τοῦ Πυλ.*) die Wahrscheinlichkeit ausspricht, dass Harpalion wohl nicht der Sohn jenes Pylaimenes sei. Im Zusammenhange der Stelle konnte Hr. Schimberg nicht sagen *ἐκείνου τοῦ Πυλ.*, er holte sich aus dem Scholion zu *E* 576 das *τούτου* und schrieb für *εἴπερ* sein *εἰ γάρ*, das den Gedankengang ganz confus macht. Darauf folgt wieder ein sehr geistvoller Gedanke: *ὁμωνυμίαι δὲ παρὰ τῷ ποιητῇ πολλαί* und damit war der Uebergang gewonnen zu dem alphabethischen Verzeichniss sämmtlicher Homonymien! Und solch ein Machwerk soll Aristarch angehören! Hr. Schimberg hat also kein besseres Urtheil über Aristarch aus Lehrs' Buche gewonnen, das er doch hoch geschätzt haben muss, da er seiner Arbeit voransetzte: Memoriae Caroli Lehrsii! Was soll nun dieser lange Index von sämmtlichen Homonymien bei der von Pylaimenes handelnden Stelle? Hr. Schimberg meint, dass die Frage über die Pylaimenes-Stelle nur gelöst werden konnte, wenn alle Fälle gesammelt waren ‚constipatis demum exemplis‘. Es sollte also nicht einfach genügen, zu diesen Versen zu bemerken: »auch kann man eine Homonymie annehmen«, indem man als bekannt voraussetzt, was damit gesagt ist? Das *σύγγραμμα* hätte übrigens nicht *περὶ Πυλαιμένους*, sondern *περὶ ὁμωνυμιῶν* betitelt sein müssen. Ein Verzeichniss in der Art, wie Hr. Schimberg uns es bietet, überliess ein Kritiker wie Aristarch irgend einem andern sich zusammenzutragen, nachdem er auf die Sache wiederholentlich aufmerksam gemacht hatte. Nach Hrn. Schimberg soll dies *σύγγραμμα* gegen Zenodot gerichtet gewesen sein, auch ein Aberglaube, wenngleich er sich auf das schon oben erwähnte Fragment bezieht. Von einer besonderen Schrift des Aristarch ist auch hier gar nicht die Rede, der Verfasser sagt nur, Aristarch habe die Homonymien angemerkt — *σημειοῦσθαι* — natürlich in der ihm eigenen Weise bei den einzelnen Versen, nicht zusammengetragen — *συγγράψαι* —, und weil der Verfasser sah, dass Zenodot's Lesart ‚*Κυλαιμένην*‘ die Veranlassung gegeben, auf diesem Wege die *ἀπορία* zu lösen, so sagte er von Aristarch: *σημειοῦται πρὸς τὸν αὐτὸν* (sc. Zenodotos) . . . ., besass aber nicht das richtige Verständniss von Aristarch's Verfahren, wenn er zufügte ‚*ἀπεριστίκτῳ διπλῇ*‘ und weiter fortfuhr: sonst bediente sich Aristarch gegen

Zenodot der διπλῆ περιεστιγμένη. Aristarch genügte es bei den einzelnen Stellen die sachliche Bemerkung über die Homonymie mit der διπλῆ zu bezeichnen; was sollte da ein Hinweis auf Zenodot, der mit diesen betreffenden Stellen sogar nichts zu thun hatte! Dass aber der Verfasser des Fragments die eben erwähnte Unkenntniss zeigt und überhaupt so ungenau über diesen Punkt berichtet, beweist, dass er Aristarch's Schule sehr fern gestanden hat. — Referent ist ausführlicher gewesen, als es für diesen Ort wohl geboten sein mag, aber die Sache erforderte es, derartige Versuche, die einer soliden Grundlage entbehren und doch so hoch hinaus wollen, zurückzuweisen. Die Schrift ist durch Druckfehler entstellt.

23) Gegen diese Dissertation hat sich im Index lectionum acad. Alb. 1879 S. 4 auch L. Friedländer in ähnlichem Sinne wie der Referent ausgesprochen. In nuce lautet des Hrn. Verfassers Urtheil also: ‚omnino de omnibus, quae in altera parte dissertationis suae (S. 23—36) proposuit, nullum verbum credendum est'. Schimberg findet also nicht seine Hoffnung erfüllt, die er in seiner Schrift S. 24 Anm. ausgesprochen: quodsi vero Friedlaender, quantum ex eis colligo, quae Carnuthus in Bursiani annalibus ex illius dissertatione retulit, dubitat, num Aristarchus propter Zenodotum homonymias notaverit, si meam legerit dissertationem, ipsum non amplius dubitaturum esse spero.

24) Jul. Schwarz, De scholiis in Homeri Iliadem mythologicis capita tria. Dissertatio inauguralis. Vratislaviae 1878. 33 S.

Das interessante Thema betrifft ein Gebiet, das noch ausserordentlich wenig angebaut ist, von dem noch Manches zu erwarten ist. Im ersten Capitel werden die Codd. A B D L in Bezug auf die Scholien mythologischen oder historischen Inhalts unter einander verglichen, A D und B L als zwei gesonderte Klassen unterschieden und in ihren Uebereinstimmungen und Abweichungen beschrieben, darauf wird der Inhalt der betreffenden Scholien nach den Büchern der Ilias mitgetheilt (S. 2 -22). Im zweiten Capitel werden die Namen der Schriftsteller, die am Schluss dieser Scholien als Quellen für die Erzählung genannt werden, aufgezählt; der Hr. Verfasser sucht diese Subscriptionen als unächt und späterer Zeit angehörig nachzuweisen (S. 23—28). Cap. III handelt de mythorum qui sunt in scholiis origine; als ihre hauptsächliche Quelle wird ein fortlaufender Commentar zur Ilias angesehen, über dessen Verfasser keine Vermuthung ausgesprochen wird (S. 29—33). — Die Abhandlung liefert für die vorliegende Frage einen Beitrag, zu bestimmten Resultaten ist sie jedoch noch nicht gelangt. Diese liessen sich gewinnen, wenn die sämmtlichen darauf bezüglichen Scholien nach ihrer sprachlichen Seite hin gründlich untersucht würden; möchte Hr. Schwarz dieser Arbeit sich unterziehen. — Uebrigens ist das Scholion A B D zu *N* 1 in des Referenten Dissertation Porphyrii Scholia emendatiora nicht ausgelassen (cfr. p. 81 f.), wie Hr. Schwarz behauptet.

25) A. Ludwich, Ueber den Codex Hamburgensis der Odyssee-Scholien. Rhein. Mus. f. Phil. N. F. Bd. 33. Heft 3. S. 439—455.

Der Hamburger Odyssee-Codex (T) stammt aus dem Anfange des 14. saec. und hat durch Feuchtigkeit sehr gelitten, so dass an den äusseren Rändern, wo die Scholien stehen, von dem schlechten Bombycinpapier die Schrift oft völlig verschwunden ist; er bietet aber eine Menge eigenartiger Scholien, die keine andere Handschrift uns überliefert hat. Die Scholien sind ungewöhnlich fehlerhaft, was zum Theil auf die schlechte Beschaffenheit des Archetypus, der dem Schreiber von T als Vorlage diente, zurückzuführen ist; letzterer hat sich sogar genöthigt gesehen, an zahlreichen Stellen Lücken frei zu lassen. Unter diesen Umständen erfordert der Codex nicht allein ausserordentliche Sorgfalt bei der Entzifferung der Schriftzüge, sondern macht auch an den Scharfsinn des Lesers grosse Ansprüche. Verglichen ist er von Preller, W. Dindorf und nach diesem von M. von Karajan, der nichts »Bedeutendes« gefunden, »was bei Dindorf fehlte«. Hr. Ludwich, der ihn zuletzt collationirt, zeigt in diesem Aufsatze an einer Fülle von Beispielen, mit wie unzulänglichen paläographischen Kenntnissen, mit wie erstaunlicher Sorglosigkeit und Flüchtigkeit Dindorf den Codex gelesen; schon schlimm genug, dass dieser Gelehrte die Abkürzungen dieser Handschrift, die dieselbe mit anderen dieser Zeit gemein hat, in auffallendster Weise missverstanden, was Wunder, dass er gegenüber dem vielen Eignen, das dieser Codex enthält, in grösste Verlegenheit gerathen musste, aus der er sich gar nicht oder schlecht zu helfen wusste, indem er entweder die räthselhaften Worte ganz wegliess oder durch andere nicht sinngemässe ersetzte; man erstaunt z. B., wenn man jetzt erfährt, dass das »*Πηνελόπην*« im Schol. zu *δ* 1 reine Erfindung Dindorf's ist, wofür die Handschrift selbst ohne Schwierigkeit »*ἐκβάλλων*« bietet. Ein langes Verzeichniss von Berichtigungen, die Hr. Ludwich hier veröffentlicht, zeigt die allermerkwürdigsten Fälle von Missverstand und dass Dindorf's Ausgabe von groben und kleinen Irrthümern wimmelt. Viele Scholien der Hamburger Handschrift sind sogar noch nicht einmal edirt; auch dafür liefert Hr. Ludwich einige Proben. Den Schluss des höchst lehrreichen Aufsatzes macht eine Reihe von Conjecturen.

III. Grammatisches[1]).

26) Ed. Juhl, De numeri pluralis usu homerico. Diss. inaug. philol. 1879. Halis. 53 S. 8.

Sehr gut stellt der Hr. Verfasser den Satz an die Spitze, dass

1) Diejenigen Arbeiten, die bereits in dem Jahresbericht über die zur griechischen Grammatik gehörenden Schriften besprochen, sind hier nicht mehr behandelt worden.

Homer sich eine Vertauschung des Numerus nicht erlaubt habe aus sogenannter poetischer Licenz, aus metrischen oder euphonischen Gründen, sondern dass er den Pluralis für den Singularis nur da gebrauchte, wo das Wort seiner eigentlichen Bedeutung nach es gestatten konnte, und — erst in zweiter Reihe — metrische und euphonische Gesetze die Wahl dieses Numerus bestimmten. — Der reiche Stoff wird in fünf Capiteln besprochen, Cap. I behandelt die Substantiva, deren Wesen ein Vielerlei von Theilen ausmacht z. B. *ἄλφιτα, ἀλείατα, ζειαί, κριθαί, κρέατα, δρυμά* etc., Cap. II Körpertheile wie *πρόσωπα, μέτωπα, ῥῖνες, νῶτα, στήθεα, στέρνα* u. s. w. Cap. III Lokalitäten und Geräthe: *ἀκταί, ὄχθαι, ἠιόνες, ῥέεθρα, δώματα, δόμοι* (*δῶμα*), *οἰκίαι, οἶκοι*, (*οἶκος*), *μέγαρα, κλισίαι, σπέος, θυραί, πύλαι, θύρετρα, τόξα, νεῦρα, στέμματα, ἅρματα, ὄχεα, λέχεα, λέκτρα, κρήδεμνα*; Cap. IV Abstracta wie: *ἀγηνορίαι, ἀεσιφροσύναι* (so ist zu lesen für *ἀεφροσύναι* S. 45), *ἀτασθαλίαι, ἱπποσύναι* etc.; Cap. V enthält die Pluralia der Substantiva zum Ausdrucke einer gewissen grossen Erhabenheit und Schönheit, wohin auch der Fall gehört, wenn durch den Pluralis statt des eigentlich gemeinten Einzelnen eine Allgemeinheit ausgedrückt werden soll. Ueberall geht der Verfasser mit feinsinniger Erwägung auf den dem Worte zu Grunde liegenden Begriff ein, wonach er den Pluralis resp. Singularis rechtfertigt. Die Abhandlung zeigt nicht nur reiche Kenntnisse, sondern was mehr ist, eindringende Kritik, die sich auch nicht durch Autoritäten imponiren lässt, sondern eigene und richtige Wege geht.

27) Guil. Kühne, De Aoristi Passivi formis atque usu Homerico. Dissert. inaug. Marburg 1878. 29 S. 4.

Folgende Grundsätze leiten den Hrn. Verfasser bei seiner Untersuchung: 1. Die passive Bedeutung hängt in der griechischen Sprache auf's Innigste zusammen mit der intransitiven, so dass die Formen mit intransitiver Bedeutung auch passive haben können; es ist bisweilen schwierig zu sagen, ob man jene oder diese mit mehr Recht anzunehmen habe. 2. Bei denjenigen Verben, die im Activ transitive, im Medium intransitive Bedeutung haben, ist die intransitive die Grundbedeutung des Verbums gewesen, z. B. *γεύειν* hat zuerst bedeutet »kosten«, *παύειν* »aufhören«. *ὁρμίζειν* »vor Anker liegen«, *ὀνίνημι* »sich ergötzen«. 3. Bei dem Reichthum an Formen behielten zur Unterscheidung die auf *-ην* und *-θην* ausgehenden Aoriste allein die intransitive Bedeutung, die medialen Aoriste empfingen häufig eine transitive, und so finden sich später nur wenige Verba mit medialen Aoristen in intransitiver Bedeutung. — Diese Grundsätze werden ausführlicher entwickelt in Cap. I über Wesen und Bedeutung des Mediums (S. 2—9); in Cap. II über die Aoriste, die auf *-ην* oder *-θην* ausgehen, bei denen die passive Bedeutung nicht die eigentliche oder einzige gewesen ist, sondern die intransitive und passive zugleich (S. 9—15); in Cap. III über Bildungen wie *ἀπέκτατο, κτάμενος*,

βλήμην, *βλήμενος*, *πλῆτο*, *ὄνητο*, *κτίμενος*; *λύτο*, *σύτο*, *χύτο*, *ἄρμενος* (S. 15—23); in Cap. IV über die Aoriste auf *σάμην*, welche bei Homer ‚intransitivam vel passivam vim tenuerunt', neben denen häufig bei Homer oder bei späteren Schriftstellern auch Aoriste auf *-θην* im Gebrauche waren, die allmählich allein jene Bedeutung erhielten (z. B. *δασάμην* und *δάσθην*; *κορεσσάμεθα* und *ἐκορέσθην*; *τανυσσάμενος*, *τανυσθείς*, *χήρατο*, *ἐχάρη*; *ἀιξάμην*, *ἀίχθην*; *ὁρμήσατο*, *ὁρμήθη* (S. 23 —29). — Die Anschauung des Verfassers, die er über das Medium entwickelt, erscheint dem Referenten als verfehlt, der darum auch dem andern nicht beizustimmen vermag.

28) Leo Meyer, Die homerischen Vaternamen und einige verwandte Bildungen. Beiträge zur Kunde der indogermanischen Sprachen. Herausgegeben von Ad. Bezzenberger. IV. Bd. 1878. S. 1—21.

Der Aufsatz enthält eine vollständige Zusammenstellung und Behandlung der homerischen Vaternamen auf *ιαδης* (*αδης*), *ιδης*, der patronymischen weiblichen Bildungen auf *ιδ* und *ιαδ*, der Bildungen mit den Suffixformen *ῐον* und *ῑων* und bietet auch interessante Hinweise auf verwandte Bildungen im Lateinischen.

29) H. Skerlo, Homerische Verba. Philologus 1878. Bd. 38. 1. Heft. S. 1—39.

Der Aufsatz schliesst sich bereits veröffentlichten Untersuchungen des Hrn. Verfassers an, in denen derselbe neue Gesichtspunkte für die Entstehung, Bildung und Bedeutung der Tempora bei Homer aufzustellen sich bemüht. Es soll hierbei in Frage kommen sowohl der Umfang des Subjects wie der des Objects, d. h. ob das Subject ein Mensch ist oder ein Gott oder eine Sache, ob es im Singularis oder im Pluralis steht; ob es eine Handlung nicht unmittelbar, sondern nur durch Umstände begünstigt vollzieht; ob das Object von zu grossem Umfange ist, ob es in seinem vollen Umfange vom Subject getroffen werden soll oder nicht, ob es sinnlich oder nur abstract ist: das alles soll von Einfluss sein auf die Wahl der einfachen, verstärkten oder medialen Formen der Präterita. Einige Beispiele mögen das erläutern. »Der Dichter schreibt einem persönlichen Subjecte niemals unmittelbar den Act des *ῥῆξαι* zu«, der Verfasser hat nämlich wahrgenommen, »dass die Grundbedeutung der ältesten Präterita auf eine Periode der menschlichen Entwickelung zurückweist, in der der Mensch sich noch durchaus nicht als den Herrn der Schöpfung fühlte, sondern auch in seinen eigenen Handlungen gewissermassen nur Naturvorgänge sah, bei denen er sich ebensowohl leidend als handelnd glaubte« (S. 5); *ῥῆξε* wird aber unmittelbar von einer Gottheit als Subject gesagt und ebenso von einem unpersönlichen Subject, weil hier »gewissermassen ein Theil von dem, was unter dem Einfluss jener geheimnissvollen Naturkraft stehend gedacht wurde, als Sub-

ject gesetzt wird«. *θῆκε* heisst »in der sinnlichen Bedeutung einen Gegenstand an einen Ort hinlegen«, *τίθει* in der Verbindung mit *ἐν χερσίν*, *ἐν χερί* »weil der Empfangende seine Hände zum Empfange des dargebotenen Gegenstandes ausstreckt und selbst zugreift, das Subject daher die Handlung des Hinlegens nicht in vollem Umfange auszuführen braucht«, *ἐν χερὶ θῆκε* heisst »sie drückte in die Hand.« *βάλλον* drückt eine Abschwächung aus gegenüber dem einfachen *βάλον*, indem es nicht mehr »tödtlich verwunden bedeutet«. »Bei *βέβλημαι* ist das Subject niemals zu umfangreich; es wird — und darin liegt die Abschwächung der Bedeutung — entschieden im Sinne von verwundet sein gebraucht, während das einfache *βλῆσθαι* in der Regel tödtlich getroffen sein bedeutet«. »*λύντο δὲ γυῖα* wird vom Getödteten, *γυῖα λέλυντο* vom Ermüdeten gesagt«. *δῶκε* = er verlieh wirklich eine Gabe, das verstärkte *δίδου* (mit abgeschwächter Bedeutung) = er überreichte einen Gegenstand; ist das Object bei *δῶκε* kein sinnliches, so muss *ἔδωκε* stehen, denn »die ursprüngliche Bedeutung des Augments ist die negative«, es drückt dann auch die Abschwächung aus. *ἵππους . . δῶκε κατάγειν*: hier hat *δῶκε*, das sonst = er verlieh eine Gabe, den Infinitiv zur Verstärkung, weil hier von einer wirklichen Gabe nicht die Rede ist. Wenn bei *ῥῆξε*, das zunächst sinnliche Objecte wie Riemen, Sehne etc. bei sich hat, *φάλαγγα* steht, so wird das Subject stärker gestützt etwa durch das Particip *βαλών* u. s. w. u. s. w.

Derartige Betrachtungen, die den Eindruck des Ausgeklügelten sofort verrathen, die jeder lebendigen und freien Erfassung der Sprache und ihrer Formen bar sind, erscheinen dem Referenten ganz unfruchtbar; er kann von der Fortsetzung dieser Studien durchaus keinen Nutzen ersehen.

30) Damit hängt zusammen die Beobachtung desselben Verfassers, dass der Dichter zu *βάλεν* noch zufügt *οὐδ' ἀφάμαρτε* »wenn als Gegensatz folgt: das Treffen war wirkungslos« (für *M* 591 l. *Φ* 591), »für *βάλεν οὐδ' ἀφάμαρτε* steht dreimal die verstärkte Form *βεβλήκει* . . . wir haben also auch hier ein Beispiel der früher besprochenen Erscheinung, dass die verstärkten Verbalformen bei Homer eine Abschwächung der Bedeutung anzeigen«; der Verfasser vergisst aber zu bemerken, dass in einer erheblich grösseren Anzahl von Stellen die »verstärkte Form« *βεβλήκει* nicht diese »Abschwächung« anzeigt. (Philologus, 1878 Bd. 38 S. 184f.)

IV. Lexikalisches.

31) Ant. Göbel, Dr., Provinzial-Schulrath, Lexilogus zu Homer und den Homeriden. Mit zahlreichen Beiträgen zur griechischen Wortforschung überhaupt, wie auch zur lateinischen und germanischen Wortforschung. Erster Band. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung 1878. 4., XI, 623 S.

Des Hrn. Verfassers reiche Thätigkeit auf lexikalischem Gebiet waren vereinzelte Strahlen einer Flamme, deren Natur im vorliegenden stattlichen Bande sich völlig übersehen lässt. Ausgehend davon, dass jeder Lautcomplex durch Hauch entsteht und selber Hauch ist, sieht der Hr. Verfasser in jeder Urwurzel den Begriff »hauchen« »ursprünglich allerdings mit verschiedener Nüancirung des Begriffes, je nachdem der Hauch ein wehender (*ϝα*, *ϝι*), ein explosiver (*σπα-σπι-σπυ*), ein gleitender (*σλα-σλι-σλυ*), ein rauschender (*σρα-σρι-σρυ*), etc. etc. ist«. Die Urwurzeln sind, wie die eben erwähnten zeigen, die einfachsten Gebilde, die sich zunächst nach dem Gesetze des Ablautes (W. W. *σπα-σπι-σπυ*, *σνα-σνι-σνυ*, *δα-δι-δυ*, *σβα-σβι-σβυ*, *σϑα-σϑι-σϑυ*, *σγα-σγι-σγυ* etc. etc.) abwandeln. Von diesen Urwurzeln können nach einem zweiten Gesetz der Wurzel-Erweiterung durch »Determinative« Secundär- und Tertiär-Wurzeln gebildet werden, so entstehen aus W. W. *σπα-σπι-σπυ* Secundärformen *σπα-τ*, *σπα-δ*, *σπα-ϑ*; *σπα-κ*, *σπα-γ*, *σπα-χ*; *σπα-σ*, *σπα-ϝ*; *σπα-λ*, *σπα-ρ*, *σπα-ν* u. s. w. Die Urwurzeln sind drittens auch einer Umgestaltung im Anlaute fähig; mittels voller oder verstümmelter Reduplikation, durch euphonische Vorschläge *ἀ*, *ὀ*, *ἐ* (zur Erleichterung der Aussprache von *σ* mit folgendem Consonanten), durch Lautwandelung, Abfall des *σ*, Metathesis entsteht eine mannigfaltige Fülle von Wurzel-Variationen oder Wurzel-Spielarten, manchmal unter Modification der Grundbedeutung. Uebersehen wir an einem Beispiel, welch ein unendlich weites Gebiet die Urwurzel *σπα-σπι-σπυ* durch diese Lautgesetze in Besitz zu nehmen vermag: *σπα-σπι-σπυ*, *σφα-σφι-σφυ*, *ψα-ψι-ψυ*, *πτα-πτι-πτυ*, *φϑα-φϑι-φϑυ*, *φα-φι-φυ*, *πα-πι-πυ*; nehmen wir zur Weiterbildung von allen »Determinativen« *ϝ*, *σ*, *λ*, *μ*, *ν*, *ρ*, *δ*, *ῑ*, *ϑ* etc. nur *λ*, so erhalten wir aus *σπα-σπι-σπυ* die Secundärwurzeln: *σπαλ*, *σπιλ*, *σπυλ*; *παλ*, *πιλ*, *πυλ* (Abfall des *σ*); *σπλα*, *σπλι*, *σπλυ* wie *πλα*, *πλι*, *πλυ* (Metathesis); *σφαλ*, *σφιλ*, *σφυλ* bezw. *σφλα*, *σφλι*, *σφλυ* und mit Schwund des Sigma *φαλ*, *φιλ*, *φυλ* bezw. *φλα*, *φλι*, *φλυ*; *ψαλ*, *ψιλ*, *ψυλ*; *σβα-σβι-σβυ*, (*σ*)*βαλ*, *βλα* bezw. *βλι*, (*σ*)*βυλ*, *βλυ*; durch Assimilation des *σ* zu *μ* oder *π* wie in *πο-μφόλ-υξ* statt *πο-σφ*. *σκαλ*, *σκιλ*, *σκυλ* u. s. w. u. s. w. bis ins Unendliche. Solche Weiter- und Umbildungen der Urwurzel modificiren nun auch die Grundbedeutung »hauchen«. Aus »hauchen, blasen, wehen« kann somit werden »athmen, schnaufen, stürmen«, »riechen, duften, dunsten« (z. B. W. *ϝι* hauchen *ϝίον* »duftiges = Veilchen« und foetus von W. *φυ* »hauchend, stinkend«), »hervorblasen (*φυσᾶν*), speien, spritzen, sprudeln, sprossen«, »blähen, blühen, schwellen, füllen«, »hauchen, wehen = tönen«, »wehen = zerwehen, verschwinden machen, vernichten, schädigen«, »hauchen = schimmern, strahlen, glühen, brennen« (»*Πάρος* die Insel des weissen Marmors«), »hauchen = favere, fovere«, »athmen = aufathmen, ruhen«, wehen = flattern, fliegen, schnell bewegen etc.«, »schwingen, springen, in Unruhe versetzen (ängstigen, fürchten), — schlingen, winden, biegen, krümmen etc.« » = öffnen, klaffen machen, spalten, sprengen«. »Alles

Sprechen ist ein (hörbares) Hauchen, weshalb sämmtliche Wörter für Sprechen, Sprache, Ton etc. aus Wurzeln des Begriffes Hauchen hervorgehen; Glänzen, Schimmern ist nur ein sichtbares Hauchen«; »die Begriffseinheit für W. φα sprechen, W. φα, leuchten ist in einer Wurzel des Begriffes »hauchen, blasen« zu suchen« (σπα, σφα, φα) »blasen, blähen = hohl sein und damit im Zusammenhang die Wörter des Begriffes Höhlung, Vertiefung u. dgl.« Durch Annahme einer solchen Wandelbarkeit der Urwurzel (der vorliegende Band handelt vorzugsweise von den Urwurzeln σπα-σπι-σπυ) in Bildung und Bedeutung gelingt es dem Hrn. Verfasser, die entlegensten und bis dahin als einzelne Erscheinungen dastehende Wörter in sein System zu bringen: einzelne Beispiele mögen die sich nicht erschöpfende Combination des Hrn. Verfassers beweisen. Ἥφαιστος für ἄ-σφαιστος = comburens der Flammende, Brennende. — πρό-σφατος (sichtbares Hauchen = glänzen) = hervorglänzend. — θέ-σφα-τος = gottgehaucht, so η 143 θέ-σφα-τος ἀήρ gottgehauchte Luft; θέ-σφα-τα Gottgesprochenes. — ἀ-θέ-σφατος = con-fatalis = verhängnissvoll. — θε-σπέ-σι-ος gottgehaucht, gottdurchhaucht, inspirirt. — Διϊ-πετής = διϊ-σπε-τής = θε-σπέ-σι-ος. — κατηφής = κατα-σφής niederblickend, beschämt. — φαγεῖν von σφα, φα, φα-γ (φάξ, φαγ-ός Schlund) = schlingen. — φη-γ-ός (W. φα mit G-Erweiterung, hervorblasen = hervorströmen lassen) = Gewachsenes, Baum schlechtweg, Eiche. — πᾶς von W. σπα blähen, schwellen = gehäuft, voll, ganz. — πάγχυ (W. πα + χ mit N-Erweiterung πα-γ-χυ) geschwollen, völlig. — πρό-πας = hervorschwellend. — φύω von W. σπυ, φυ wie φῦσα von φυ-σι- hervorblasen und hervorbringen. Dazu von W. σπυ auch πτύω (spuo) engl. spaw-n (Gespieenes) = Laich, Brut, sowie κυεῖν (σκυ, κυ blähen, schwellen); φθο-ν-έω = re-spu-o verwerfen, missbilligen; φῦκ-ος (σφῦ-κ-ος) ejectamentum maris = Tang. — σπεύ δω (σπυ + δ) = schnaufen; Σί-συφος statt Σί-σφυ-ος = heftig blasend (sein Vater Aeolus, seine Gemahlin eine der Plejaden etc.) — ἀ-σπίς (σπι) = Blähung, Wölbung, Gewölbtes. — παύ-ω (σπα-ϝ) aufathmen machen, παύομαι = aufathmen. — Mit W. σπυ = anhauchen hängt zusammen der Begriff »wärmen, pflegen« (fov-eo) in πό-σις = Weser, (Wasem = Athem), Verweser = Walter, Herr = Eheherr; zu dieser Wurzel gehört auch ἡ πό-σις »denn trinken, schlürfen, saugen geschieht mittels Einathmens, ist nur möglich dadurch, dass der Athem die Flüssigkeit einzieht«. δε-σπότης = Landherr, Grundherr (land-lord). — Ποσειδάων (von Πόσις und W. ἰδ schwellen, Ἴδη Berghöhe) Herrscher auf den Höhen. — Ἑλλή-σποντος (ἑλλός für ἑλ-ϝός springend W. σα-λ, ἅλλομαι; (σ)πόντος von W. σπα blähen, hohl sein) Mann der Schnellen (der Wolken und Sturmestochter). — πέφα-μαι (W. σπα, (σ)φα hauchen, verhauchen) = sterben. — πηγ-ή (W. (σ)πα + γ hervorfliessen lassen) = Quelle. — πτοιέω (W. σπα + ϝ) wehen, heftig bewegen, erregen. — Ueber ψωμοί (W. ψα = σπα) »liesse sich die Frage aufwerfen, ob ι 374 es nicht zu deuten wäre etwa als ‚Menschen-Aas', insofern das aus dem

Magen des Riesen wieder hervorkommende Menschenfleisch sicherlich nicht lieblich duftet, sondern eine *ψώα*, *ψωία* bildete . . . die ungezwungenste Deutung aber ist: *ψωμός* begrifflich = Happen«. — *πέ-πων* (für *πέ-σπων* (hauchen = günstig sein) traut. — *ἴ-φι-ος* (*σι-σφι-ος*) = feist. — *ἤπιος* (W. *σπυ* hauchen, behauchen, günstig sein) = *ἄ-σπιος* günstig, hold. — *πέντε* (*πέ-μπτε* statt *πέ-σπε*) an *πᾶς* anklingend = »alle« (Finger der Hand) u. s. w. Der Leser wird nicht verkennen, dass hier alles in ein System gebracht ist, das reiche Belesenheit, Scharfsinn und kühnste Phantasie in überraschendster Weise zu Stande gebracht haben; ob er aber an dieses auch glauben wird, das ist eine andere Frage. — Der zweite Band wird andere Urwurzeln einer näheren Behandlung unterziehen.

32) E. E. Seiler, Dr., Vollständiges Griechisch-Deutsches Wörterbuch über die Gedichte des Homeros und der Homeriden mit steter Rücksicht auf die Erläuterung des häuslichen, religiösen, politischen und kriegerischen Zustandes des heroischen Zeitalters nebst Erklärung der schwierigsten Stellen und aller mythologischen und geographischen Eigennamen. Zum Schul- und Privat-Gebrauch. Achte Auflage, neu bearbeitet von Prof. Dr. C. Capelle. Leipzig, Hahn'sche Verlags-Buchhandlung 1878, 8., XV, 652 S.

Das auf sehr fleissigen Studien beruhende Wörterbuch erscheint hier in vermehrter (die 7. Aufl. 1872 zählte 639 S.) und in vielen Artikeln umgearbeiteter Auflage. Zu den letzteren erlaube ich mir einige Bemerkungen. Artikel *αἴθε: αἴθ' ὅσον ἥσσων εἰμί, τόσον σέο φέρτερος εἴην· τῷ κε . . . ἀπερωήσειας* würde ich nicht als ein Beispiel für den Gebrauch des *αἴθε* »in unerfüllbaren Wunschsätzen« ansehen; der Optativ drückt doch auch hier nur den subjectiven Wunsch aus ohne Rücksicht auf Erfüllung oder Nichterfüllung; der Ausdruck »unerfüllbar« giebt zu leicht, besonders dem Schüler, Veranlassung zum Missverständniss. Ich würde überhaupt folgende Anordnung vorschlagen: 1. mit dem Optativ in Wunschsätzen lediglich als Aeusserung des Subjekts ohne Rücksicht auf Möglichkeit oder Unmöglichkeit . . . . . öfters auch nur als Vordersatz — was ja im Wesen des *αἴθε* u. s. w. liegt — mit daran sich anschliessendem Potentialis; hier müssten folgen die Beispiele *Π* 722 und *η* 331. 2. mit *ὤφελον, ες, ε* und Infinitiv in unerfüllbaren oder nicht erfüllten Wünschen, die das Subjekt äussert ohne seine eigene persönliche Betheiligung dabei zum Ausdruck kommen zu lassen. — Im Grossen und Ganzen finde ich die Anordnung dieses Artikels in der 7. Auflage besser. — Artikel *ἄλλως* ist in der neuen Fassung vorzuziehen, ebenso Artikel *ἀνόπαια*. — Artikel *ἄναξ*: gut wird mit der Bedeutung» Beschirmer, Herrscher« begonnen, der dann als No. 2 »Herr« folgt; vielleicht könnte hier auch noch zutreten »Gebieter«; der Ausdruck »Hausherr« (*ἄναξ οἴκοιο*) ist passend ganz wegzulassen; denn *ἄναξ* scheint durchaus nicht sich mit dem spätern »Hausherr« (lat. erus) zu decken. »Bisweilen mit einem

anderen Appellativ verbunden u. s. w.« scheint mir nicht richtig, zum Theil auch an nicht richtiger Stelle zu stehen, *θεῶν . . . ἀνάκτων* gehört zu 1 a und bedeutet »der Götter, die Herrscher sind«, ebenso »Held Helenos, der Herrscher«. Warum ist *Τειρεσίας ἄναξ* weggefallen? In *τέκετ' Ὀρσίλοχον . . . ἄνδρεσσιν ἄνακτα* würde ich doch nicht *ἄνδρεσσι* vom Verbum abhängig machen, sondern von dem zu ergänzenden Begriffe des Seins cfr. *Φ* 428; *N* 450; *Π* 329; *T* 268. Das letzte Beispiel zu *I* a muss lauten: Il. 14 (statt 12). Der ganze Artikel ist sorgfältiger gearbeitet. — *ἀνήρ*: e) und f) könnten fortfallen, oder e) wäre mit d) zu vereinigen. Für »dh. auch g) diese vertretend = Jemand« würde ich vorziehen: »g) überhaupt (oder allgemein) = Jemand«. Den Ausdruck »der freie Mann, vorzugsweise von den Fürsten und Anführern« der 7. Auflage oder so etwas Aehnliches vermisse ich. In Stellen wie *o* 429, 489 scheint es geradezu in der Bedeutung von *ἄναξ* gebraucht zu sein. — *αὐλή*: würde ich nicht in einem für den Schulgebrauch bestimmten Buche mit »ursprünglich wohl 1) die Umfriedigung u. s. w.« angefangen haben, da diese Bedeutung doch noch sehr unerwiesen und aus Homer nicht zu erweisen ist. Sie beruht auf *E* 138 *λέων αὐλῆς ὑπεράλμενος*, das aber ganz wörtlich gefasst werden kann, natürlich muss der Löwe dann auch das *ἕρκος* übersprungen haben, woraus aber doch nicht folgt, das *αὐλή* = Umfriedigung ist. Ich würde wie in der 7. Auflage anordnen: 1) Hof vor dem Hause, 2) Gehöft oder Viehhof u. s. w. 3) einmal von Zeus' Palast; *αὐλή* als Umfriedigung könnte als besondere Nummer wegfallen und wäre höchstens bei 2) gelegentlich anzudeuten. — *βούλομαι*: ich ziehe die Anordnung der 7. Auflage im Grossen und Ganzen vor. — *δάμνημι*: hat in der vorliegenden Bearbeitung erheblich gewonnen. — *φι(ν)*: ich würde wie in der 7. Auflage grösserer Anschaulichkeit und Uebersichtlichkeit wegen mit der Darlegung dieser Bildung für die einzelnen Declinationen beginnen und dabei gelegentlich die abweichenden, einzeln stehenden Formen erwähnen (*δακρυόφιν* könnte ganz wegfallen). Ich halte es nicht für richtig, dass die Formen der dritten Declination Pluralbedeutung haben, *ὄχεσφι* ist z. B. *Θ* 290 von einem Wagen gebraucht, während *Λ* 699 von zweien (übrigens lies unter 1) *Z* 14 v. o.: »*τέσσαρες . . . ἵπποι αὐτοῖσιν ὄχεσφιν*, mit sammt den Wagen Il. 11, 699 vgl. Il. 8, 290 *δύω ἵππους αὐτοῖσιν ὄχεσφιν*« statt *ἵπποι αὐτοῖσιν ὄχεσφιν*, mit sammt den Wagen, Il. 8, 290. 11, 699), ebenso *στήθεσφι* von der Brust eines Einzelnen; auch *αὐτόφι* ist z. B. *M* 302 in Singularbedeutung. An einen »Instrumentalis der Gemeinschaft« kann ich nicht glauben und so verstehe ich auch nicht, wie man *ἐδάμασσε βίηφιν* zusammenbringen kann in einer Nummer z. B. mit *ἱππῆας . . . σὺν ὄχεσφι* (*Δ* 297); *θεόφιν* in *θ. μήστωρ ἀτάλαντος* halte ich weder für einen Instrumentalis des Mittels noch der Gemeinschaft. — Mit grossem Fleisse sind die jüngsten Forschungen auf homerischem Gebiete von dem Hrn. Herausgeber studirt und für die neue Auflage verwerthet, vielleicht mit zu grossem. Denn was nützt es, besonders für

ein Schulbuch, alle Vermuthungen sorgfältig zusammenzutragen? besser wäre es, nur das wirklich Haltbare und Richtige auszuwählen und das Uebrige auf sich beruhen zu lassen. Was soll z. B. bei *αἴθε* unten die Note 3), die die Vermuthung bringt, *θε* sei eigentlich Verstümmlung des Vokativs von *θεός*? Der Hr. Herausgeber scheint das ja selbst nicht zu glauben. Aehnliches liesse sich noch von vielen anderen Stellen sagen. S. 266 Note 8, die die Brugman'schen Hypothesen bringt, muss bei der nächsten Auflage wieder fallen, da Brugman das Meiste davon bereits selbst zurückgenommen hat. Statt in einem Lexikon unsicheres Material anzuhäufen und abzulagern wäre es besser, wenn der Hr. Herausgeber den vorhandenen Bestand sorgfältig revidirte und ihn von überflüssigen Bemerkungen reinigte oder umarbeitete. S. 449 z. B. lesen wir auch in dieser Auflage noch: »Odysseus, Sohn des Laërtes und der Ktimene« (sic!), zugefügt ist sogar die Belagstelle Od. 16, 117 ff. Vermuthlich hat es ursprünglich so lauten sollen: »Odysseus, Sohn des Laertes und der Antikleia, Bruder der Ktimene«. Worauf mag es wohl beruhen, dass *Ἀκτορίς* Eurynome sein soll, was auch diese Auflage noch bringt?

33) F. Fröhde, Zur homerischen Wortforschung. Beiträge zur Kunde der indogermanischen Sprachen, herausgegeben von Ad. Bezzenberger, 1878, Bd. III Heft I S. 1 – 25.

αὐλός ἀλϝός alvus Höhlung; *αὐλῶπις* (*τρυφάλεια*) Helm mit Augenlöchern; *ἐναυλός* Flussbett, Fluss; Bergthal; *αὐλών* Bergthal. — *ἠΐος* von W. *ἠο* aus *ἠσο* Skt. asa Bogen also Bogenschütze. — *ἤια* Skt. wav sättigen, avasa Labung = Nahrung (also Ausfall des Digamma). — *ἀλίαστος*, von einem Nominalstamm **λια*, (wie *σκιάζω* [*ἀσκιαστός*] von *σκιά*) Skt. láya Rast = ruhelos; *λιάζομαι* Wurzel lî Praes. lîýate sich schmiegen, hineinschlüpfen, sich darunter schmiegen. — *ἦλφον*: *υ* 383 *ἄλφοι* einen Preis eintragen, einkommen. — *λήγω* mit Curtius zu *λαγαρός* languco, laxus gestellt, ursprünglich mit anlautendem *ς* = schlaff machen, nachlassen, slackern. — *ἀλείτης* Wurzel *λιτ* aus *σλιτ* germ. slip, got sleip Schaden, sleips schlimm, schädlich = Frevler. — *ὀπυίω*, *ὀπύσ-γω* Skt. pushyati gedeihen, aufziehen, unterhalten, wachsen lassen, pushpa Blüte = pubo in pubens, also vom Manne = heirathen. — *ὀρσοθύρη* (mit Döderlein) zu *ὄρρος* und *οὐρά* gehörig von Wurzel *ϝορσ*, Idg. vars, *ὄρρος* Ende des Steissbeins, woran der Schwanz bei Thieren, also das Hervorragende, Obere, = obere, höher gelegene Thür. — *ἑάφθη* Skt. vápati hinwerfen also *ἐϝάφθη* = stürzte nach; *ἀπτοεπής* (*θ* 209) hingeworfen redend, mit Worten um sich werfend.

34) Ad. Bezzenberger, Homerische Etymologieen. Beiträge zur Kunde der indogermanischen Sprachen, herausgegeben von Ad. Bezzenberger IV Bd., 1878, S. 313 –359.

αἰδέομαι **αἰζδέομαι* **αἰζδομαι* (*αἰσθάνομαι*, aestimare) achten, sich vor Jemand scheuen. — *ἐλεφαίρομαι* *ϝελεφαίρομαι* lit. vilbiuti locken,

äffen = täuschen. — ἦ altslav. aorist sę tŭ = dixit (αἶνος Lobrede) — ἄγγος Skr. aga Topf lat. angulus ungulus (ring). — αἶσα Antheil, Schickung W. i (αἰ) theilen (οἶ-το-ς = ûtor ich mache Gebrauch.) — ἀνίη lat. ŏnus. — ἑταῖρος, ἕταρος zu ἕπεσθαι Gefolgsmann. — λαύρη Gasse lûra ‚os cullei vel etiam utris' (Festus S. 120) Oeffnung eines Sackes, also »Oeffnung« Grundbedeutung. — λοιγός Verderben nicht zu trennen von ὀλίγος »klein, gering«, lit. ligà Krankheit, liberi Kinder u. s. w. u. s. w. Von den 35 Wörtern und Wortgruppen, die Hr. Bezzenberger in diesem Aufsatze behandelt, mögen die hier angeführten Beispiele genügen; es werden im Grossen und Ganzen nicht neue Bedeutungen erschlossen, als vielmehr die Wörter mit anderen Stämmen in Verbindung gebracht; ob das Verfahren ein richtiges ist, mögen Kundigere entscheiden; auch unter ihnen wird es an auseinandergehenden Meinungen hierbei nicht fehlen.

V. Höhere Kritik.

35) F. A. Paley, M. A., Homeri quae nunc exstant an reliquis cycli carminibus antiquiora jure habita sint. London, F. Norgate 1878, IV, 39.

Der Hr. Verfasser geht von folgenden Prämissen aus:

1. Bei Homer wird die Leiche des Sarpedon vom Schlafe und dem Tode in die Heimath geleitet, auf Vasengemälden geschieht das mit Memnon's Körper. Bei Homer wird Nestor aus Hector's Händen durch Diomedes befreit (Θ 90); Pindar hat das Motiv nicht gekannt, er lässt Nestor dem Memnon gegenüber retten durch Antilochos. Bei Homer ist Patroklos der Freund des Achilleus, bei den Tragikern der Liebhaber. Bei Homer werden Helena, Odysseus, Menelaus fast nie als »probrosi, fallaces, sui amantes« geschildert, bei den Tragikern fast immer u. s. w.

2. Von den bei Pindar, den Tragikern und auf den Vasen vorkommenden Motiven aus der Troischen Sage findet sich kaum der zehnte Theil in unserer Odyssee oder Ilias auch nicht einmal angedeutet.

3. Motive unserer Ilias, z. B. der Raub der Briseis, der Bogen des Pandaros, Hector's Abschied von Andromache u. s. w. u. s. w. sind wieder Pindar, den Tragikern und Vasen-Malern völlig unbekannt; die Kalypso wird selten vor Aristoteles, Penelope selten vor Plato erwähnt u. s. w.

Daraus folgt, so schliesst Hr. Paley: Pindar, die Tragiker und die Vasen-Maler haben einen anderen »Homer« benutzt, als der ist, unter dessen Namen uns die Ilias und Odyssee überliefert sind; sie sind gefolgt dem Troischen Sagenstoff, der in den Kyklika ausgedichtet war; diese alten Gedichte kamen allmählich in Vergessenheit »ac nova successerunt, ea scilicet quae nos perverse ut sola Homero digna hodie ad caelum extollimus«. Unsere Ilias und Odyssee sind kurz vor Plato entstanden und niedergeschrieben, seit Plato erst hatten die Griechen einen geschrie-

benen Homer (— die Schreibkunst nimmt Hr. Paley überhaupt erst sehr spät an, er lässt sie jünger sein als die Malerei). Der Verfasser der Ilias hat zwei Geschichten, die des Achilleus und des Hector, vereint, einen alten Titel und den Namen »Homer« angenommen. Er wählte sich die den Tragikern und Pindar unbekannte Ἀχιλλέως μῆνις zum Thema, erzählte nur einen kleinen Theil aus der Troischen Sage, Einiges nur ganz flüchtig berührend, Anderes ganz übergehend, z. B. das Opfer der Iphigenie, wie überhaupt fast Alles, was sich auf den Anfang und die Ursachen des Krieges bezog, mit Ausnahme des aus den Kyprien vielleicht entlehnten Schiffskatalogs. Hr. Paley findet auch noch Spuren dieses späten Ursprungs in der Sprache der Gedichte, die ‚Atticae dialecto recentiorum vel etiam Alexandrinae propior quam veteri et genuinae Ionicae. Darauf weist auch hin die Vernachlässigung des Digamma. Z. B. der Vers α 10: »τῶν ἁμόθεν γε, θεά, θύγατερ Διός, εἰπὲ καὶ ἡμῖν« kann kaum über Platon's Zeit hinausgehen; denn ‚ἁμόθεν vocabulum Platonicum est, negligitur digamma in εἰπέ, illud autem ipsum, quod additum est, καὶ ἡμῖν, significat, ut iam aliis ante nos narrasti'. Der oder die Dichter unserer Odyssee und Ilias haben, da sie doch auch Neues geben wollten, im Einzelnen Aenderungen getroffen, z. B. wird Agamemnon von der Klytaemnestra beim Gastgelage gemordet, nicht im Bade, wie die Tragiker dies dargestellt haben u. s. w. Wer der Dichter der Ilias und Odyssee gewesen, kann Herr Paley, ‚si non fuit Antimachus', nicht sagen. Uebrigens hat die Namen Stasinus, Arctinus, Lesches, Agias etc. eine spätere Zeit erfunden, vermuthlich die Grammatiker. Was Proklus uns mittheilt, ‚historica haec non sunt, sed grammaticorum tantum modo commenta. Regnabat solus Homerus, donec necessitas separandi carmina nova auctorum nomina intulit'.

Der Inhalt der Schrift spricht schon allein: man sieht, was auf diesem Gebiet zu leisten möglich ist.

36) Ferd. Heerdegen, Dr., Ueber den systematischen Zusammenhang der homerischen Frage. Gratulationsschrift dem philosophischen Seminar an der Friedrich-Alexanders-Universität zu Erlangen zur bevorstehenden Feier seines hundertjährigen Bestandes gewidmet. Erlangen, Andr. Deichert, 1877. 23 S. 4.

Des Hrn. Verfassers Absicht ist nicht, »materiell einen neuen Baustein zur Arbeit an der homerischen Frage zu liefern«, als vielmehr »rein formal .... ebensowohl das Verhältniss eines Kunstdichters Homer als einer sich traditionell fixirenden Volksdichtung zu den allgemeinen Principien anzudeuten, welche in der systematischen Philologie überhaupt in Frage zu kommen scheinen«. Auf der Basis von Steinthal's Aufsätzen »das Epos« und »über Homer und insbesondere die Odyssee« (Zeitschr. f. Völkerpsych. u. Sprachw. Bd. V, 1868, S. 1—57 und Bd. VII, 1871, S. 1—88), nicht ohne im Einzelnen diese oder jene Aeusserung

desselben auf ihr richtiges Mass zurückzuführen, verbreitet sich Hr. Heerdegen in der langen Einleitung bis S. 21 über Natur- und Culturleben des nationalen Volksgeistes und seiner Aeusserungen in Sprache, Sitte, Sage, Religion und Wissenschaft, Recht, Kunst und Staat mit besonderem Verweilen bei Sage und Volksdichtung und deren Wesen und Gattungen. In den homerischen Gedichten sieht der Hr. Verfasser »die ausgereifte Frucht, das schliessliche literarische Endergebniss einer langen vorliterarischen Entwickelung epischen Volksgesanges, welche ohne alles dichterische Zuthun einer bestimmten Persönlichkeit ein bleibendes — Nationalgut wurden« und stellt an die, welche an eine ideell organisirende Kraft dichtenden Volksgeistes nicht glauben mögen, drei Fragen, deren Beantwortung er wünscht: »1. woher rühren die individuellen Verschiedenheiten sowohl des Stiles als des dichterischen Werthes in den einzelnen Partien der Ilias und der Odyssee? 2. woher . . rührt jenes förmliche Gewimmel von durchaus nicht immer so völlig unbedeutenden sachlichen Widersprüchen? 3. woher rührt das für einen Kunstdichter geradezu auffallende geringe Mass reflectirenden Selbstbewusstseins, woher insbesondere die naive Formelhaftigkeit und Gebundenheit des Stiles u. s. w.?« Als ob diese Fragen zum ersten Male gestellt würden und sie nicht schon sattsam erörtert wären!

37) R. Volkmann, Nachträge zur Geschichte und Kritik der Wolff'schen Prolegomena. Oster-Programm, Jauer 1878. 15 S. 4.

Der Hr. Verfasser giebt in dieser Abhandlung in fünf gesonderten Abschnitten »Nachträge« zu seinem bekannten Werke, indem er auf diesen oder jenen Punkt ausführlicher zurückkommt, zum Theil auch dazu veranlasst durch einzelne in der Kritik laut gewordene Einwände. In I behandelt Hr. Volkmann die bekannte Stelle des Josephus über das Alter der Literatur und Schreibekunst bei den Griechen, die nur dann von irgend welcher Autorität für uns sein könnte, wenn sich nachweisen liesse, dass sie aus einer glaubwürdigen Quelle geflossen, dass in der Zeit der Alexandrinischen Gelehrsamkeit dieselbe Ansicht, dass die homerischen Gedichte nicht aufgeschrieben, sondern zuerst durch mündliche Tradition verpflanzt seien, die herrschende gewesen sei, was bekanntlich Wolf's Ansicht war, der in der Josephus-Stelle nur den Wiederhall der allgemein verbreiteten Ansicht der Alexandrinischen Kritik vernahm. Im Gegensatz zu Wolf sucht nun Hr. Volkmann zu beweisen, dass für die Zeit vor und nach Aristarch der Glaube an die bis »in die graueste Vorzeit geschichtlicher Anfänge« reichende Schreibkunst der allgemein verbreitete gewesen sei: die Argumente und Schlüsse des Hrn. Verfassers scheinen jedoch dem Referenten nicht beweisend und zwingend zu sein. Denn wenn so reflectirt denkende Kunstdichter wie die der Alexandrinischen Zeit, wie später ganz nach ihrem Vorbilde Horaz oder Ovid, die weder von einem historisch geschärften Sinne, noch von einem

natürlich naiven Gefühl unterstützt und geleitet, sobald sie zu dichten begannen, als verbildete Kinder ihrer Zeit mit nicht reinen Anschauungen an das Heroenzeitalter gingen, ich sage, wenn diese Dichter auch den Gebrauch der Schreibekunst bereits in jene Zeit verlegten, wie kann das dafür beweisend sein, dass auch die Gelehrten in ihrer Wissenschaft dieselben Vorstellungen hegten? Jene Dichter verwertheten die Schreibekunst als ein höchst wirksames Mittel für ihre dichterischen Zwecke, so zu sagen als ein ästhetisches Raffinement zur rückhaltsloseren Bloslegung der Gefühle und Empfindungen von Heroen und Heroinen nach der sentimentalen Seite hin. »Ovid dichtet unbefangen seine Heroidenbriefe», »unbefangen«? bei einer so verbreiteten, vielfach nachahmerisch geübten, spitzfindig-raffinirten Dichtung, von deren unwahrer Welt der Dichter, wer es nun auch war, überzeugt sein musste! Alle die weiteren Argumente dieser sehr schwierigen und in unserer Zeit wieder vielfach behandelten Frage zu prüfen, kann hier nicht der Ort sein. — In II spricht sich Hr. Volkmann, an Heerdegen's Abhandlung anknüpfend (vgl. oben S. 86 f.) in vortrefflicher Weise gegen die Steinthal'schen Hypothesen über Volksepos und Volksepik aus als »Hervorbringung des Gesammtgeistes des Volkes«, der »Menge von individualitätslosen Menschen«; ebenso zeigt Hr. Volkmann in III sehr gut, dass das, was Kirchhoff in seiner vierten Abhandlung (Compos. d. Odyss. S. 89 bis 106) über die Bekanntschaft des Nostendichters Agias mit der uns überlieferten Odyssee veröffentlicht hat, auf durchaus willkürlichen Annahmen beruhe; in IV verweist Hr. Volkmann auf einzelne Stellen, um darzuthun, dass zur Zeit der attischen Tragiker gebildete Leute, wie die Werke der Tragiker, so auch die Schriften der alten Epiker in ihrem Privatbesitz gehabt und darin gelesen hätten; V sucht die Zeit zu bestimmen, in der der Rhapsode Thaletas gelebt hat.

38) M. Schmidt, Meletemata Homerica. (Index schol. aestis. in Universitate litt. Jenensi). Jenae 1878. 16 p. 4.

Die schwer lesbare Abhandlung bewegt sich zum grössten Theil auf dem sehr schlüpfrigen Boden der Gesänge *Υ Φ* und zieht noch ganz zuletzt auch den Gesang *X* in die Betrachtung hinein. Aus den Gesängen *Υ Φ* werden vom Hrn. Verfasser folgende Einzellieder ausgeschält:

1. *Υ* 156–291, 321–325, 341–352 der Kampf des Aeneas mit Achilleus; somit fallen aus die Verse *Υ* 292—320 das Gespräch zwischen Hera und Poseidon, weil durch dieses nach der Meinung des Hrn. Verfassers der Fortgang der Handlung zu sehr unterbrochen wird — ich glaube, wir haben die Zeitdauer nicht so ängstlich zu berechnen, da wir es mit einer im Olymp spielenden Scene zu thun haben; eine Motivirung werden wir sodann für dieses Verfahren des Poseidon verlangen und schliesslich passt ἔπειτα V. 321 unmittelbar nach V. 291 gar nicht — ferner die V. 326—440, die Schilderung, wie Poseidon den Aeneas dem

Kampfe mit Achilleus entzieht. Die Beanstandung auch dieser Verse scheint mir nicht begründet zu sein, da dieses Stück, was seine Güte anbetrifft, nicht schlechter ist als der Tenor des ganzen Liedes. Endlich die Verse 241—250 in der Rede des Aeneas, worüber bereits Friedländer anall., Jahn's Jahrb. f. Phil. Supplbd. III 475 gesprochen.

2. . . . . . Υ 353—502, Φ 1—208, 209—227, 540—561 der zürnende Achilleus im Kampfe mit den Troern; der Hr. Verfasser trennt dies von Φ 227 ff. ab, weil Achilleus, der der Aufforderung des Skamandros, seine Fluthen nicht mit neuen Leichen anzufüllen, V. 223 mit *ἔσται ταῦτα* nachzukommen versprochen, von V. 233 ff. ab dieses Versprechen völlig vergessen zu haben scheine. Ich verstehe diese Stelle so: Skamandros fordert Achilleus auf: *ἐξ ἐμέθεν γ' ἐλάσας πεδίον κάτα μέρμερα ῥέζε*; denn seine Fluthen könnten vor der Fülle der Leichen sich nicht mehr weiter ergiessen und schliesst *ἀλλ' ἄγε δὴ καὶ ἔασον κτλ.*, d. h. »aber wohlan nun halte auch ein mit dem Morde«, d. h. »schone nun überhaupt die Troer, du hast genug schon getödtet«. Wenn Achilleus darauf antwortet: »*ἔσται ταῦτα . . . ὡς σὺ κελεύεις. Τρῶας δ' οὐ πρὶν λήξω ὑπερφιάλους ἐναρίζων κτλ.*, so kann er mit dem *ἔσται ταῦτα* entweder Bezug nehmen auf *ἐξ ἐμέθεν γ' ἐλάσας* = »schön! ich werde die Troer aus deinem Flussbette vertreiben und in der Ebene sie vernichten« und auf die Forderung, das Morden überhaupt einzustellen, bestimmt er mit *Τρῶας δ' οὐ πρὶν κτλ.* das Ziel für die Einstellung desselben; oder sein *ἔσται ταῦτα* bezieht sich nur auf die letzte Forderung: »das wird geschehen sc. das Ablassen vom Morden; doch nicht eher werde ich aufhören, als bis u. s. w.« Ich möchte die zweite Auffassung vorziehen, die dem zürnenden Achilleus noch mehr entspricht, der auf keine Verhandlung zu Gunsten der Troer und des Hector eingeht; einen Widerspruch kann ich aber auf keinen Fall entdecken.

3. Ein Dichter glaubte einen besonders dankbaren und für das Publikum wirksamen Stoff gefunden zu haben, wenn er diese »Achilleis«, in der der Held Skamandros' Bitten nachkommt, in der Weise fortsetze, dass er Achilleus durch sein entsetzliches Morden den Zorn des Flussgottes sich zuziehen lasse; ihm gehört, meint der Hr. Verfasser, das Stück Φ 228—384 an; wer also dasselbe vortragen wollte, der nahm aus dem Liede des älteren Sängers Φ 1—208, liess 209—227 (die Unterredung des Skamandros mit Achilleus) aus und reihte daran Φ 228—384; dies wäre eine eigentliche *μάχη παραποτάμιος*. Als die Peisistrateische Commission die überkommenen Partien zu einem Ganzen vereinigen wollte, fügte sie auch das Stück 228—384 dem Tenor dieser »Achilleis« ein und behielt aus allzu grosser Pietät nun auch Φ 209—227 bei, dadurch erst entstand der Widerspruch zwischen Achilleus' Versprechen und seinem Handeln. — Ich kann nach dem zu No. 2 Bemerkten dieser Hypothese über die so äusserliche Entstehung der Partie Φ 228—384 gar nicht

beistimmen; mir scheint der ganze Kampf des Achilleus, auch da, wo er in das Ringen mit dem Flussgotte übergeht, aus einem Gusse zu sein.

4. Der Dichter, der den Kampf des Achilleus mit dem Flussgotte schilderte, konnte dadurch überhaupt zu einer Götterschlacht angeregt werden: davon sind uns zwei von verschiedenen Dichtern herrührende Fassungen aufbehalten:

a. *Υ* 4—55 rühren von einem trefflichen Dichter her und schildern, wie Zeus in diesem Stadium des Kampfes, da der rächende Achilleus denselben aufnimmt, den Göttern gestattet am Kampfe Theil zu nehmen, denn sonst würden die Troer »*οὐδὲ μίνυνθ' ἕξουσι ποδώκεα Πηλείωνα*« und es wäre zu fürchten, dass Achilleus »*τεῖχος ὑπὲρ μόρον ἐξαλαπάξῃ*«. Was aber von V. 56 folgt, entspricht nicht diesem Eingange, da wir von einem Eingreifen der Götter zu Gunsten der Troer nichts zu hören bekommen. Daher muss man annehmen, dass von dieser Theomachie »carmen epos vere heroicum« nur der Eingang (*Υ* 4—55) erhalten sei, das Uebrige verloren gegangen, verdrängt durch die weit schlechtere Abfassung der zweiten Theomachie; zur ersten Theomachie gehören wahrscheinlich noch die abschliessenden Verse *Φ* 515—520, indem der letzte ursprünglich so gelautet hat: *κὰδ' δ' ἷζον πὰρ Ζηνὶ κελαινεφέϊ Κρονίωνι*. Auch dieser Hypothese kann ich nicht zustimmen. Denn entrückt nicht Apollo *Υ* 443 ff. Hector dem Kampfe mit Achilleus? tritt er nicht *Φ* 539 ein, *Τρώων ἵνα λοιγὸν ἀλάλκοι* und sendet er nicht den Agenor, um den Achilleus in seinem Anstürmen aufzuhalten? rettet er nicht auch Agenor und lockt dann selbst Achilleus von der Stadt weg, damit die Troer inzwischen in die Feste gelangen können? Hierin erkenne ich das Eingreifen der Götter für die Trojaner, in höherem Grade, glaube ich, durfte es überhaupt nicht stattfinden, wenn nicht die freie Entfaltung des dahin stürmenden Achilleus empfindlich beeinträchtigt werden sollte.

b. Die zweite Theomachie schildern die Verse *Φ* 385—513; ihr Dichter ist von geringer poetischer Beanlagung, läppisch, roh und nur bedacht einem roheren Geschmack seines Publikums zu dienen. Das Ende ist verstümmelt, wahrscheinlich ist nach 513 und vor 514 ein Stück verloren gegangen, in welchem Zeus die aus dem Kampfe zurückkehrende Aphrodite tröstete (vgl. die ähnliche Situation *E* 373 ff.); um sein Lied zu schliessen hat der Dichter *Φ* 515—520 aus der anderen Theomachie entlehnt. Den Eingang zu dieser Götterschlacht bilden *Υ* 56—74, 79—155 (75—78 aliorsum pertinent) der Dichter »ab omni labore abhorrens quem non puderet quidquid ad poema suum amplificandum idoneum erat, aliunde immutatum arripere«, entlehnte aus der anderen Theomachie *Υ* 4—6. 10—31, die er seiner Arbeit voransetzte. Diesem Dichter »auctori furacissimo« gehören ferner auch noch »duo illa frusta *Υ* 292—320, 326—340 an, er hat auch die drei auf Achilleus bezüglichen Lieder zusammen zu einem Ganzen vereinigt. *Υ* 4—6, 10—31, 56—74, 79—502. *Φ* 1—208. 228—513 . . . . 514—520). — Von Anderem abgesehen kann ich mich

nicht überzeugen, dass die Verse 79 ff. von dem Dichter der Götterschlacht gedichtet sein sollen, ich halte sie als durchaus nothwendig zu dem Liede von Aeneas' Kampfe mit Achilleus. — Schliesslich macht noch der Hr. Verfasser darauf aufmerksam, dass nach dem Programme, welches Achilleus giebt, dass er vom Kampfe nicht eher ablassen werde *πρὶν ἔλσαι κατὰ ἄστυ καὶ Ἕκτορι πειρηθῆναι*, zu der »Achilleis« auch noch die *ἀναίρεσις Ἕκτορος* gehören müsse; diese sei aber »in carmen aliquod solitarium« verwandelt worden, indem man nach X 1—6 sogleich zu X 93 überging. — Die Untersuchungen des Hrn. Verfassers haben mich im Grossen und Ganzen nicht überzeugen können, sie tragen an sich den Charakter des Gesuchten und am Studirtische Zurechtgelegten, eröffnen aber nicht einen Blick in jene schöpfungsreiche Zeit der griechischen Epik. — Uebrigens hat Referent ganz dasselbe Thema in einem Aufsatze »zur homerischen Frage II« (Königsberg, Hübner und Matz 1870) behandelt, der vielleicht dem Hrn. Verfasser entgangen ist.

39) H. K. Benicken, »Zum zwölften Buche der Ilias«. Fleckeisen's N. Jahrb. f. Philol. 1878. S. 445—459.

Der unermüdliche Vorkämpfer für Lachmann's Liedertheorie unternimmt es aufs Neue diesmal gegen L. Gerlach und C. Hentze den zwölften Gesang der Ilias als ein selbständiges Lied zu erweisen. *M* soll sich an *Λ* nicht anschliessen, denn dagegen spreche »besonders die Thatsache, dass die in *Λ* offenbar im freien Felde befindlichen Achaier in *M* hinter Graben und Mauer sind, und dass Aias in *M* durchaus in anderer Situation erscheint als da wo er zuletzt in *Λ* vorgekommen«. Ich würde in dieser »Thatsache« nur den natürlichen Fortgang einer Begebenheit sehen, der von einem Gesange zum andern führt: wenn in *Λ* die Achaier noch in der Ebene kämpfen, in *M* hinter der Mauer sich befinden, so werden sie doch wohl aus dem Felde geschlagen sein, und dass es mit ihnen schlimm stand, ist schon in *Λ* gesagt, wo sie auf der Flucht sind; werden wir uns wundern, wenn der Dichter nach den mit dem Kampf zusammenhängenden, im Lager spielenden Episoden uns zur Schlacht zurückführt, und wir nun dort einen veränderten, aber doch erwarteten Stand vorfinden? Während wir mit dem Dichter in dem Zelte des Eurypylos verweilten, ist der Rückzug der Achaier erfolgt. Und wäre es vielmehr nicht unnatürlich, wenn Aias in *M* noch in derselben Situation sich befände wie in *Λ*? Ja, wendet Hr. Benicken ein, der Dichter hat uns nicht gesagt, »wie, wann, warum sich der Held hinter die Mauer zurückgezogen«. »Wie?« zu Fuss und durch das Thor! cfr. *M* 122 f., wo das Thor geöffnet ist für die aus der Schlacht sich Zurückziehenden. »Wann«? in der Zeit, da Patroklos mit des Eurypylos Wunde beschäftigt war! »Warum«? weil er sich im Felde gegen die Uebermacht nicht hat helfen können! Ich glaube, die Antworten sind nicht schwierig. Wie konnte ferner, fragt Hr. Benicken, Aias in *Λ* für die Schiffe fürchten,

wenn, wie *M* voraussetzt, eine Mauer das Schiffslager sicherte? »das Vorhandensein einer solchen musste nothwendig es hindern, dass Aias . . für die Schiffe fürchtet«. Denselben Einwand erhebt Hr. Benicken auch gegen des Eurypylos Worte: »οὐκέτι . . ἄλκαρ Ἀχαιῶν ἔσσεται, ἀλλ' ἐν νηυσὶ μελαίνῃσιν πεσέονται *Λ* 823f. »wie kann Eurypylos so etwas sagen, wenn die Achaier noch im Felde stehen und hinter sich die Mauer haben, welche sie aufnehmen kann?« Und das soll er nicht sagen können, da er weiss, dass mehrere der tapfersten Helden verwundet, Aias selbst das Feld nicht behaupten kann und Niedergeschlagenheit sich der Achaier bemächtigt hat? muss er nicht fürchten, dass die Mauer, für deren Vertheidigung die besten Streiter bereits fehlen, nur kurze Zeit die Troer noch zurückhalten wird, und dass dann die Schiffe preisgegeben sind? Hr. Benicken hat besondere Vorstellungen von dem Verfahren eines »einheitlichen Dichters«; ein solcher, meint er, hätte »in der Fortsetzung (*M*) seiner früheren Erzählung (*Λ*) nothwendig dieselben Helden vorführen müssen wie in der früheren Erzählung und zwar so lange bis sie schwer verwundet oder gefallen wären«; weil nun »Idomeneus und Menelaos in *M* nicht wieder hervortreten«, darum kann *M* nicht die Fortsetzung von *Λ* sein! Derartige Behauptungen wird man nicht zu widerlegen unternehmen, und Hr. Benicken ist nicht berechtigt, darum weil das nicht geschieht und geschehen kann, seine »Nachweisungen für zugestanden zu erachten«. Ein für Hrn. Benicken's Standpunkt höchst bedenkliches Zugeständniss ist es, wenn er erklärt, dass es »Homerische Sänger« gegeben habe, die nicht den ganzen Sagenstoff gekannt haben; die Einzellieder sind doch nur zu begreifen, wenn man bei den Zuhörern die volle Kenntniss der von der Sage bis in's Einzelne gebotenen Thatsachen voraussetzt, und diese sollten nicht einmal die Dichter besessen haben? Benicken ist der Ueberzeugung, dass wir in Lachmann's zehntem Liede »ein poetisches Denkmal des höchsten griechischen Alterthums in möglichst ursprünglicher Form« haben: mit solchen Anschauungen muss ihm die Freiheit verloren gehen, einen anderen Standpunkt unparteiisch zu beurtheilen.

40) H. K. Benicken, Das Wiedererscheinen des in *E* der Ilias erschlagenen Pylaimenes in *N* (unter Benutzung der gesammten darauf bezüglichen Literatur) auf's Neue untersucht. Zeitschr. f. d. österr. Gymn. 1877. XII. Heft. S. 881—896.

Die fleissig benutzte Literatur wird möglichst objectiv einer Kritik unterzogen: nach dieser Seite hin macht der Aufsatz einen erheblichen Fortschritt. Der Verfasser ist der richtigen Ansicht, dass der Widerspruch in den beiden Stellen weder durch Athetese noch durch Annahme einer Homonymie gehoben werden könnte; er findet von seinem Standpunkte in diesem Widerspruch den Beweis, »dass *N* und *E* verschiedene Lieder verschiedener Verfasser sind«: Andere werden von einer anderen An-

nahme aus, die sie über die Entstehung der Ilias haben, anders urtheilen. Unbegreiflich erscheint des Verfassers Forderung, man solle sich »in der Anerkennung des Princips Lachmann's einigen und die Ilias als eine Liedersammlung anzusehen sich gewöhnen, eine Einigung, deren Eintritt wir auch im Interesse der Schule und ihrer Lehrer auf einen recht baldigen Termin wünschen«.

41) A. Bischoff, Homerische Exkurse (Philol. 1878, Bd. 37, 1. Heft, S. 162—170).

Diese Exkurse, eine Fortsetzung in derselben Zeitschrift früher veröffentlichter, sind gegen einzelne Partien aus des Referenten »Einheit der Odyssee« gerichtet. Exkurs No. 5 hat die Ueberschrift »der Schlaf im Phäakenschiff«, No. 6 »Von Ogygia bis Scheria«, No. 7 »der doppelte Abschiedsruf an Polyphem ι 473 ff., No. 8 »Motivirung göttlicher Befehle (Λ 212—214)«. Ich kann nicht finden, dass ich durch No. 5 und 7 widerlegt und meine an den betreffenden Stellen ausgesprochenen Ansichten dadurch zurückzunehmen genöthigt wäre. Neu ist mir, dass »darüber wohl kein Zweifel sein kann, dass ι 475—479 (die erste Ansprache des Odysseus an Polyphem) nur als Beginn der Rede zu fassen ist, welche mit Nennung des Namens schliessen sollte, durch den Steinwurf Polyphem's aber unterbrochen wird«. Ich kann mir nicht denken, dass irgend Jemand dieses dem Verfasser glauben wird. — Meine Untersuchung über die Fahrt des Odysseus nach Scheria, gegen die sich No. 6 wendet, bezeichnete ich selbst als eine »Hypothese« (a. a. O. S. 236), zu der mich aber nicht, wie der Verfasser es mir unterlegt, »die Absicht« bestimmte, »das Bedenken zu beseitigen, welches durch den übermässig (31 Tage, von δ bis ο) langen Aufenthalt Telemach's in Sparta entsteht, zu welchem Zweck er — d. h. ich — eben die 18 Tage (ε 279. η 267) ganz und gar wegzuschaffen sich bemüht«; jene Hypothese, die ich dort vorbrachte, drängte sich mir durch ganz andere Fragen auf, die ich bei Beginn der betreffenden Untersuchung darlegte (a. a. O. S. 236). Wenn im weiteren Verfolge derselben durch Athetese die achtzehn Tage Seefahrt fortfielen, so sollte dies mittelbar sich ergebende Resultat nicht meinem Standpunkte zu gute kommen; denn ich schrieb damals: »Somit wird eine Nachrechnung, wie viel Tage Telemachos bei Menelaos zugebracht habe, für denjenigen, der an der langen Abwesenheit Anstoss nimmt, unmöglich«. Dass ich nicht zu denen gehöre, dafür zeugen die in meinem Buche ausgesprochenen Anschauungen; ich hatte aber auch meinen Standpunkt in dieser Frage von Telemachos' langer Abwesenheit zwei Seiten vor Beginn der Untersuchung also dargelegt: »Für mich findet die scheinbar 31 tägige Anwesenheit des Telemachos in Sparta ihre Erklärung wieder in dem ganzen Charakter jener epischen Poesie, die nur für Zuhörer berechnet war . . . Nachdem der erste Abschnitt bis zu der schicklichen Station gelangt war, nimmt der Dichter den Faden der Er-

zählung an einem anderen Punkte wieder auf und führt diesen, mit Liebe weiter spinnend, bis dahin fort, wo beide Partien ineinander laufen; dass dabei die Zeitrechnung eine falsche wird, kümmerte nicht den Dichter, nicht die Zuhörer . . . Die Dichter jener Zeit haben wir nicht in Bezug auf Zeit oder Raum auf Widersprüche hin mit grösster Peinlichkeit zu controlliren, hier haben sie freieren Spielraum, als es einem Dichter schreibender Zeit gestattet ist; und selbst hier giebt es Beispiele genug, wo das Nachzählen und Nachrechnen an den Fingern nicht angebracht ist . . . .« (S. 234). Der Verfasser hat sich darnach sicherlich in der Adresse versehen, wenn er mir den wohlgemeinten Rath giebt, ich hätte »über jenes Bedenken ruhig hinweg gehen sollen mit der Erwägung, dass solches Nachrechnen dem Sinn und Geist der alten Dichtung wenig entspreche«.

In No. 8 lesen wir folgenden Satz: »Es scheint durchaus im Verfahren des alten Dichters zu liegen, Befehlen, somit auch göttlichen Ermahnungen oder Bitten eine Motivirung beizufügen, z. B. motivirt ist Apollo's Zuruf an die Troer 509 (*μηδ' εἴκετε χάρμης Ἀργείοις*) durch 510 (*ἐπεὶ οὔ σφι λίθος χρὼς οὐδὲ σίδηρος* . . .«) u. s. w. Bitten etc. zu »motiviren« scheint doch eine ganz natürliche selbstverständliche Sache zu sein; wie kann man darin ein besonderes »Verfahren des alten Dichters« erblicken? Man sieht aber, dass das nur ausgesprochen wird, um mit dieser Formel eine Schablone zu gewinnen, die sich dann zu bestimmten Zwecken an bestimmten Stellen willig anlegen und verwerthen lässt.

VI. Realien.

42) Caroli Lehrsii, Dissertatio de ironia quatenus in historia studiorum Homericorum cernitur ad munus doctoris privatim docentis capessendum d. XV Octobris MDCCCXXXI publice recitata nunc autem primum edita a Lud. Friedlaender. Acad. Alb. Regim. 1879. II. 8 S. 4.

»Wenn die Könige bau'n, haben die Kärrner zu thun«! Von solchen »Kärrnern«, die ihre Kräfte Homer gewidmet, sich zur Beschäftigung, anderen zur heiteren Unterhaltung in müssigen Stunden, erzählt die geistvolle und mit köstlichem Humor gewürzte Abhandlung, mit der C. Lehrs am 15. Oktober 1831 seine akademische Laufbahn eröffnete. Mit des Macedoniers Timolaus Gedicht *Τρωϊκά*, das nach jedem Verse der Ilias einen dito aus Timolaus' höchst eigener Fabrik einlegte, mit den insipiden, aber gewiss recht viel Schwierigkeit verursachenden Versuchen, eine *Ὀδύσσεια* oder *Ἰλιὰς λειπογράμματος* zu dichten, beginnend, geht die Abhandlung des Redners zu Barnes' »Susias« vom Jahre 1679 über, dem Gedicht von Mardochios und dem *δεινὸς Ἀμανεύς*, das in enger Anlehnung an die Ilias gedichtet also anhebt:

μῆνιν ἄειδε θεοὶ Ἀμαληχιάδεω Ἀμανῆος
οὐλομένην ἣ μυρί' Ἑβραίοις ἄλγε' ἔθηκε
Πέρσεων δ' ἰφθίμους κεφαλὰς Ἄϊδι προΐαψεν
θεοῦ δ' ἐτελείετο βουλή,
ἐξ οὗ δὴ περὶ πρῶτα διαστήτην ἐρίσαντε
Μαρδόχιός τ' Ἐσθῆρί φίλος καὶ δεινὸς Ἀμανεός.

Eingehender wird die Neuzeit behandelt, in der leider auch Deutschland mit ähnlichen Versuchen vertreten ist. Da hat eine Dame die »Irrfahrten des Odysseus in 24 Gesängen. Freie Nachbildung in gereimten Strophen nach Homer« gedichtet, die also beginnen:

Hellas tapfere Streiter alle,
Die zu Orkus düstrer Halle
Nicht der Tod hinabgeschickt,
Die vor Troja nicht geblieben,
Waren schon mit ihren Lieben
In der Heimath hochbeglückt u. s. w.

Ein ehrwürdiger Pfarrer zu Grossweitschen scheut in seinem Werke: »Homer's Ilias und Odyssee, als Volksgesänge, die bei Entstehung der Griechischen Freistaaten Fürsten und Völker unmerklich auf bessere Gedanken bringen sollten« keine Mühe, um darzuthun, dass Homer einzig und allein mit seinen Gedichten zur Rechtschaffenheit angehalten, Ruhm und Kriegsthaten aber für eitel und vergänglich erklärt habe; wenn z. B. »der grosse Telamonide und der kluge Odysseus im Ringespiel sich einander auf der Erde herumwälzen, so weist der Dichter gleichsam mit Fingern auf sie hin und spricht: Seht nur wie diese vornehmen Helden dort sich miteinander im Staube herumwälzen«. Oder ein deutscher Gelehrter denkt sich die Entstehung der Gedichte aus »zwei Kommittées«, einem griechisch und einem trojanisch gesinnten, hervorgegangen und zwar in der Weise, dass z. B. zuerst das Griechenfreundliche »Kommittée« einen Vers in honorem Graecorum gedichtet, an den das feindliche »Kommittée« seine Empfindungen angereiht hätte, so z. B.: wenn der Grieche sang: »Singe mir, Muse, den Mann, der weit in der Welt herumgekommen« so spritzte das trojanisch angehauchte »Kommittée« seinen Groll aus in dem Zusatz »aber auch oft fehl gegangen ist«! wenn jenes sang: »aus den Drangsalen rettete er aber sich sowohl als seine Genossen«, so machte dieses die malitiöse Bemerkung: »Sich wohl, aber nicht seine Gefährten, denn die rannten selbst in ihr Verderben«! Aber auch Fremde haben ihr Contingent zu diesen Studien geliefert. Constantius Coliades (Le Chevalier) hat in seinem Werke: »Ulysse-Homère ou du véritable auteur de l'Iliade et de l'Odyssée« für den Dichter der beiden Epen den — Odysseus selbst ausgegeben: wer hätte z. B. von den Phäaken, zu denen ja sonst kein Fremder gekommen, etwas wissen können, wenn nicht Odysseus selbst? wer hätte die Gegenden alle so treff-

lich schildern können, wenn nicht Odysseus selbst, der im Auftrage des Agamemnon die Städte bereiste, um die Fürsten zum Kriegszuge einzuladen, der auch in Troja gewesen? der Dichter hätte das doch nicht können, denn wie hätte er als armer Mann so viele Städte und Länder zu bereisen die Gelegenheit gehabt? — Referent hat aus der stattlichen Reihe von solchen Verkehrtheiten nur Einzelnes herausheben können: was ihm nicht möglich war wiederzugeben, das war der Humor, mit dem der Verfasser diese Dinge behandelt, und seine Grazie der Erzählung. Es ist merkwürdig, wie fertig und geschlossen dieser Gelehrte sogleich mit seinen Erstlingsarbeiten auftrat, alle die Eigenschaften, die seine epochemachenden Werke auszeichnen, schmückten ihn von Anbeginn: die umfassende Gelehrsamkeit, der grosse, freie, unbeirrte Blick, der den erhabenen Literaturwerken congeniale Geist, der aller Pedanterie des zopfigen Gelehrtenthums bar, mit Humor und in Grazie schaltete; fest und sicher wandelt er seine Strasse und auf seine Ziele los. Daran gemahnt uns auch wieder dieser kleine Aufsatz, der ganz aus Lehrs' Geiste geboren ist, und so können wir nur Herrn Prof. Friedländer den wärmsten Dank aussprechen, dass er diese Erstlingsgabe von Lehrs' akademischer Laufbahn uns nicht vorenthalten hat, wie schmerzlich sie uns auch berührte in der Erinnerung, dass nun gerade ein Jahr verflossen ist, seitdem der geistvolle Mund, aus dem jene Rede geflossen, für immer sich geschlossen hat.

43) W. E. Gladstone, Der Farbensinn. Mit besonderer Berücksichtigung der Farbenkenntniss des Homer. Autorisirte deutsche Uebersetzung. Breslau 1878. 47 S. 8.

Der berühmte Verfasser spricht hier eine Ansicht aus, die er schon theilweise in einem Abschnitt seiner homerischen Studien 1858 veröffentlicht hatte, auf die er durch Untersuchungen von anderer Seite her, namentlich durch Dr. Magnus' bekannte Arbeiten veranlasst, jetzt näher eingeht und sie im Einzelnen zu begründen sucht. Er stellt den Grundsatz auf, dass in Homer's Zeit mehr der Lichtsinn, sehr wenig der Farbensinn entwickelt gewesen, »Homer's Farbenbezeichnungen lediglich als quantitative Empfindungen von hell und dunkel aufzufassen seien«, nur so sei »in seiner Terminologie Uebereinstimmung und Zusammenhang zu finden«, er habe nicht die Farben als solche aufgefasst, sondern zur Bezeichnung derselben sich der Bilder bedient, seine Farbenausdrücke seien Gleichnisse, die er aus seiner Umgebung entlehne; er erkläre die Farben mehr durch Beispiele, als er sie beschreibe; am häufigsten pflege er von Rosen-, Wein-, Feuer-, Bronzefarben u. s w. zu reden. Hr. Gladstone nimmt im Einzelnen die Farben bezeichnenden Wörter durch und findet in ihnen mehr den Ausdruck des Dunklen oder des Hellen, und zwar habe Homer, wenngleich er sich vom primitiven, allein nur dunkel oder hell erkennenden Menschen dadurch bereits unterschieden,

dass sein Auge schon für roth (ἐρυθρός) und bronze (ξανθός) empfänglich war, für hell- und für dunkelgefärbte Gegenstände oft dieselben Bezeichnungen gebraucht, je nachdem ihre Oberfläche stärker oder schwächer beleuchtet gewesen. — Referent hat nicht die Absicht, für das »Blau-« oder »Gelbsehen« des Dichters hier eine Lanze einzulegen, da der Ort zu solchen Untersuchungen nicht der geeignete ist, er will sogar im Princip zugeben das »Hellsehen« des Dichters, nicht das — Schwarzsehen, aber nur insofern, als einmal jene naiv-kindliche Zeit für alles Hellleuchtende und Strahlende eine besondere Vorliebe hatte, sodann der Dichter darum auch für seine dichterischen Zwecke zur Erhöhung der Vorstellungen die Epitheta des Glanzes mit besonderer Vorliebe anwendete: dass der Dichter darum aber Blau, Roth, Purpur etc. nicht habe deutlich unterscheiden können, dass sein Farbensinn unbestimmt und unsicher war, soll natürlich vom Referenten nicht gesagt sein. Ganz besonders aber kann Referent im Einzelnen den Deductionen des Hrn. Verfassers nicht folgen, mit denen er die Beweise liefert, dass in den Farben bezeichnenden Adjectivis nicht sowohl die Farben, als vielmehr die Lichtempfindung zum Ausdruck gekommen sei. Z. B. wird die Schwierigkeit, in dem Worte φοῖνιξ die Farbe festzustellen, dadurch erwiesen, dass es als »Hauptwort« einen Stoff bezeichne, mit dem man Elfenbein färbte, dass dies zugleich zum Vergleich diene für das über die Schulter strömende Blut, dass das »Beiwort« φοῖνιξ die Farbe eines Pferdes bezeichne, dass sogar *ζ* 163 »mit dem Beiwort φοῖνιξ eine junge Palme belegt wird«. Oder es wird erwiesen, dass φοινικοπάρῃος und μιλτοπάρῃος mit κυανόπρωρος »mit bronzefarbigen oder schwarzen Schnäbeln« gleichbedeutend sei. Und warum? weil Homer's Lieblingsbezeichnung für Schiffe »schwarze Schiffe« sei und für Schiffsschnäbel κυανόπρῳρος; dieser Ausdruck käme 13mal vor, während φοινικοπάρῃος und μιλτοπάρῃος nur je 2mal sich finden, und weil des Odysseus' Schiffe *B* 637 μιλτοπάρῃοι genannt sei, während es *ι* 482 κυανόπρῳρος heisse. — Dass sich mit πορφύρεος der Begriff des Dunklen verbinde, wird unter Anderm also bewiesen: Thetis, die von Gram erfüllte Mutter, begiebt sich zu Zeus auf dessen Gebot, sie legt einen dunklen Mantel an (*Ω* 93f.); — nebenbei bemerkt, bringt Hr. Gladstone dies Gewand meiner Ansicht nach völlig unrichtig (cfr. *Ω* 85ff.) in Zusammenhang mit des Patroklos Tode —; den Schluss, dass »schon damals schwarze Gewänder bei Todesfällen gebräuchlich waren als Zeichen der Trauer«, verwerthet dann Hr. Gladstone für eine andere Stelle. Wenn nämlich die Troer die Hector's Gebeine umschliessende Truhe πορφυρέοις πέπλοισι umhüllen (*Ω* 796), so folgert auch hier Hr. Gladstone ohne geringsten Beweis, dass »solcher Art (nämlich »schwarzer«) wahrscheinlich diese πέπλοι waren«. So soll sogar auch das ἐρυθρόν bei Homer »in der grossen Mehrzahl der Fälle eher mit dem Begriff des Dunklen als mit dem des Hellen verwandt sein«. Ja, warum hat aber denn Homer die grosse Menge verschiedener

Farben bezeichnender Beiwörter? Schliesslich behauptet Hr. Gladstone sogar, dass Homer's »Auffassung von Licht, so scharf sie im Uebrigen auch war, doch eines kritischen, bestimmten Urtheils entbehrt habe: so verglich Homer mit Vorliebe glänzende Gegenstände mit Sonne oder Mond: ἠελίῳ ἐναλίγκιον ἠὲ σελήνῃ«; »ein moderner Dichter, fährt Hr. Gladstone fort, würde es nicht wagen, sich dieses Gleichnisses zu bedienen, ohne einer tadelnden Kritik anheimzufallen«. Ich glaube Herr Gladstone hat hier nicht Recht. Denn dem Dichter kam es hier nur darauf an, das besonders Glänzende und so den Menschen als solches auch besonders sich Vorstellende zu wählen, mögen auch im Uebrigen »Sonnen- und Mondlicht so sehr verschieden von einander sein«. Merkwürdig ist, welche Bemerkung Hr. Gladstone hinzufügt: Quintus Smyrnaeus habe das Unpassende dieses Gleichnisses gefühlt, es aber durch die geschmacklose Wendung ἠελίῳ ἐναλίγκιον ἢ Διὸς αἴγλῃ zu ersetzen gesucht; »denn was ist der Adler (sic!) des Zeus anders als die Sonne, von der er ausgeht?« Hat Hr. Gladstone αἴγλη mit l'aigle, eagle verwechselt? oder glaubt er, dass αἴγλη, aquila, aigle von demselben Stamme kommend, dasselbe bedeute? In den Citaten und den griechisch geschriebenen Wörtern herrscht leider nicht genügende Sorgfalt; eine grosse Reihe von Druckfehlern stören den Leser. Ein von »δαφοινός abgeleitetes Verbum δαφοινέω (Il. XVIII, 538)« giebt es nicht; an dieser Stelle steht δαφοινέον sc. εἷμα.

44) W. T. Dobson, The Classic Poets, their Lives and their Times with the epics epitomised. London 1879. 452 p. 8.

S. 1—55 beschäftigen sich mit Homer's Iliade. Voran geht ein Abriss über Homer's (des vom Schulmeister Phemius adoptirten, auf Ithaka an den Augen erkrankenden, später erblindenden, vom Schulmeister Thestorides in Phokaea gepflegten, alias Melesigenes) Leben, über den Trojanischen Krieg und seine Entstehung, dann folgt eine Inhaltsangabe der Iliade, die durch sehr freie Uebersetzung kleiner oder grösserer Partien in Iamben unterbrochen wird. Ohne jeden Werth.

45) K. Ernst von Baer, Ueber die homerischen Localitäten in der Odyssee. Nach dem Tode des Verfassers herausgegeben von Prof. L. Stieda in Dorpat. Mit drei Tafeln Abbildungen. Braunschweig, Vieweg & Sohn 1878, 33 S. 4.,

Der berühmte Gelehrte war durch seinen Aufsatz »Wo ist der Schauplatz der Fahrten des Odysseus zu suchen« (in »Historische Fragen mit Hülfe der Naturwissenschaften beantwortet«) auf Widerspruch gestossen (vgl. meine Anzeige im Liter. Centralblatt 1874, No. 9, S. 261ff.); er hatte darauf erwidert mit dem Aufsatz »Geographische Fragen aus der Vorzeit (Dorpat 1874, Separatabdruck aus dem »Ausland« 1874 No. 33—35) (vgl. meine Anzeige desselben im Liter. Centralbl. 1875 No. 26, S. 842f.). Die Sache lag v. Baer sehr am Herzen, im Winter 1875/76 unternahm er es noch einmal seine Ansicht ausführlich im obigen Aufsatze darzustellen, dessen Druck er nicht mehr erleben sollte: er be-

ruft sich hierin den deutschen Philologen gegenüber auf »eigene Ansicht der Lokalitäten«, die ihn »so dreist« mache, »seine Behauptung noch einmal zu wiederholen«, dass die Fahrt des Odysseus zwischen der Skylla und Charybdis bis nach Trinakria in den Bosporus und die Dardanellen zu versetzen sei. Hauptsächlich war v. Baer zu dieser Ansicht durch die Bucht von Balaklawa, der die Schilderung der Laistrygonenbucht seiner Meinung nach vollständig entsprach, bestimmt worden, sowie auch durch »das isolirte Auftreten eines Pappelwäldchens in Atschujew« (am nördlichen Arme des Kuban), in dem er die »dunklen, aus Pappeln und Weiden bestehenden Haine der Proserpina« wiederzuerkennen glaubte (S. 11 liest man: »Ob auch Weiden dabei sind, ist mir jetzt in der That nicht erinnerlich, aber da Weiden hier und da ganz zerstreut in weiter Steppe, und sogar in salzhaltiger, vorkommen . . ., so zweifele ich nicht, dass auch in der Tamanschen Halbinsel hier und da Weiden vorkommen müssen«.) Danach würden die einzelnen Stationen des Odysseus auf seiner Irrfahrt von des Aeolus Insel also sein: die Laistrygonenbucht = Balakawa, Aeea, das Land der Kirke = Mingrelien (»stark bewaldet und sehr grosse Hirsche ernährend, von denen Odysseus einen erlegt« S. 8), das Land der Kimmerier = Halbinsel Taman (Krym): die dortigen Schlammvulkane lieferten das Material zu den Bildern des Aides, der Pappelwald von Atschujew = Hain der Proserpina; Skylla und Charybdis in der Meerenge von Constantinopel, Trinakria = Embro oder Imbro (an der Ausmündung der Dardanellen; Ogygia ist ganz dichterischen Ursprungs. Neue Resultate bringt der obige Aufsatz nicht; er geht auf eine Widerlegung — soweit davon überhaupt auf diesem Gebiet die Rede sein kann — der Ansichten von Voss, Mannert und Uckert ein und bezieht sich auf Gladstone's »Studies on Homer and the Homeric age« 1858, in denen zum Theil dieselben Ansichten über die Lokalitäten der Odyssee bereits entwickelt sind (der betreffende Theil »Thalassa« ist nicht in der Bearbeitung dieses Werkes von Alb. Schuster berücksichtigt worden, dem gerade in dieser Partie »eine Menge unerweisbarer Hypothesen sich zu häufen schienen«). — Referent kann hier nur auf seine oben erwähnten Anzeigen im Literar. Centralblatt verweisen. — Der schön ausgestatteten Abhandlung sind beigegeben Taf. I: Karte von Voss zu Odysseus' Fahrten; Taf. II, Fig. 1: die Fahrten des Odysseus nach Spruner-Menke's »Atlas antiquus«; Fig. 2: die Fahrten des Odysseus nach v. Baer's Deutung; Taf. III, Fig. 1: Imbros (Trinakria); Fig. 2: Kärtchen vom Bosporos und den Dardanellen mit Imbros; Fig. 3: Grundriss der Bucht von Balaklawa; Fig. 4 und 5: Ansichten des Eingangs in die Bucht; Fig. 6: Ansicht von Balaklawa.

46) Alex. Freiherr von Warsberg, Odysseeische Landschaften. Bd. I das Reich des Alkinoos, VII, 280 S. Bd. II die Kolonialländer der Korkyräer, 406 S. 8. Wien C. Gerold's Sohn.

Für die homerische Wissenschaft ist das Werk ohne Werth; seine Vorzüge berühren ein anderes Gebiet, vgl. meine Anzeige im Literar. Centralblatt 1878, No. 48, S. 1576 ff.

47) Max Schneidewin, Dr., Die homerische Naivetät. Eine ästhetisch-culturgeschichtliche Studie. Hameln 1878, A. Brecht. VII, 156 S.

Ein höchst anregendes Buch, dessen Verfasser reiche Belesenheit, feinsinniges Urtheil und hingebende Liebe für die homerischen Gedichte offenbart: es thut wohl in der Fülle der Homerliteratur einmal auf ein Werk zu stossen, aus dem eine von den Gedichten als solchen entzündete Sprache der Begeisterung zum Leser redet. Hr. Schneidewin hat sich die Aufgabe gestellt, gegenüber der »immermehr zum Grund ausgreifenden Vertiefung des menschlichen Subjects«, dem Sentimentalismus im Schiller'schen Sinne, »dem modernen und deutschen Gemüth« den Contrast der Naivetät, die die Welt der Ilias und Odyssee erfüllt, zu kennzeichnen und das Senkblei hinabzulassen zur Ergründung der »Psyche des Dichters und seiner Zeitgenossen in ihrem Verhältniss zu den allgemeinsten Vorkommnissen und Beziehungen alles Menschenlebens«; so sucht er in verschiedenen Abschnitten die in den homerischen Menschen treibenden geistigen und sinnlichen Kräfte bloszulegen, der Menschen Stellung zur Natur, zu den »Sachgütern«, zu Essen und Trinken, zur Musik, ihre Naivetät im Verkehr untereinander, in der Liebe und im sexuellen Schamgefühl, in der Unterhaltung, in ihren sittlichen Anschauungen u. s. w. Es ist keine Frage, dass eine derartige und dazu so eingehende Untersuchung ein weitgehendes Interesse auch über die Fachkreise hinaus in Anspruch nimmt und eine recht fühlbare Lücke in der Homerliteratur auszufüllen sucht. Der Leser wird in gar vielen Punkten dem feinem Urtheil, dem geschmackvollen, gebildeten Sinn des Hrn. Verfassers uneingeschränkte Anerkennung zu Theil werden lassen und für die höchst interessante Lectüre, für neu sich eröffnende Gesichtspunkte überaus dankbar sein. Das hindert allerdings nicht, dass man hier und da auch andere Anschauungen haben oder gewinnen wird. In einem wesentlichen Punkte glaubt aber der Referent vom Herrn Verfasser abweichen zu müssen: letzterer scheint zu sehr im »Sentimentalismus« zu haften, um den homerischen Gedichten, so gross auch seine Bewunderung für dieselben ist (vgl. die schönen Schlussworte), immer gerecht zu werden. Schon äusserlich thut die so häufige Heranziehung moderner Literatur bis auf die Gräfin Ida Hahn, Victorien-Sardou, Reclam's Leib des Menschen, das Verweilen bei Hegel, Schopenhauer und dem Philosophen des »Unbewussten« der schönen Abhandlung Eintrag, deren Lectüre durch lang hingesponnene, verwickelte, ja in besonderen Parenthesen befindliche Perioden, durch eine gewisse Vorliebe für Fremdwörter und auffallende Wortbildungen erschwert wird: die Ruhe und Einfachheit, der schlichte

Adel des homerischen Epos hat hier nicht läuternd und bildend gewirkt. Es ist ja richtig, dass hinter dem in so mannigfaltigen Strahlen sich brechenden, an Problemen so reichen Seelenleben der Modernen die homerische Natur an Reichthum weit zurücktritt, aber sie ist doch die herrlichste Menschen-Natur, die in der grossartigen Geschlossenheit und Ungebrochenheit, in ihrem Seelenadel auch im furchtbarsten Sturm der Affecte Ersatz bietet, und von einer solchen Natur kann ich wenigstens nicht von »einem Mangel an Empfindungstiefe«, »Oberflächlichkeit«, »von einem noch wenig entwickelten Gefühlsleben« sprechen in der Weise, wie es der Hr. Verfasser thut. Derselbe sagt einmal, dass »jene jugendliche Epoche sich noch nicht mit grosser Bagage des Gefühls zu schleppen braucht« (S. 70): »Bagage« »schleppen« vortreffliche Ausdrücke, denen gegenüber man das Glück jener »jugendlichen Epoche« fühlt, in der die reine Stimme einer künstlerisch angelegten, gesunden und reichen Natur rückhaltslos sich offenbarte und darum gerade der verjüngende Bronnen für uns geworden, die wir die grosse in Jahrtausenden angesammelte »Bagage« der Bildung zu »schleppen« haben. Wie könnten die homerischen Epen heute uns bei dem Reichthum eigener seelenvollster Poesie noch entzücken, wenn in jener Menschennatur wirklich »Mangel an Empfindungstiefe« enthalten wäre? Dass ist eben die Stärke jener Natur, dass sie schwankende, auflösende Gefühle, denen wir heute in der Literatur und im Leben gar oft begegnen, gar nicht aufkommen lässt, und so halte ich den Ausdruck des Hrn. Verfassers, wenn er vom »Uebergewicht der verstandesmässigen über die gefühlsmässige Auffassung« spricht, nicht für richtig. Hr. Schneidewin führt als Beispiel für »die mangelnde Empfindungstiefe in der Liebe« die Art an, wie Kalypso auf die Botschaft des Hermes der Nothwendigkeit sich unterwerfend, »die Heimkehr ihrem geliebten Gemahlsstellvertreter frei giebt«: »das menschliche Herz, meint Hr. Scheidewin, weiss doch diesem von der Vernunft ihm auferlegten Gebot nicht ohne schwere und schmerzhafte Ausschwingungen seiner plötzlich in ihrem Lauf gehemmten Eigenbewegung Folge zu leisten, aber von solchen ist bei Kalypso keine Spur. Der Eigenimpuls des Herzens ist nicht mächtig genug, um nicht sogleich, ohne jede bremsende Vermittelung, von dem Vernunftmotiv absorbirt zu werden« (S. 77). Ich nehme die verlangten »schmerzhaften Ausschwingungen« in der Rede der Kalypso sehr wohl wahr in dem Unmuth, mit dem sie sich über das Göttergebot als eine Ungerechtigkeit auslässt, und in den Liebe zugleich und Schmerz über ihre baldige Einsamkeit athmenden Worten an Odysseus drinnen in ihrer Hütte (ε 204 ff.); sollte sie etwa anfangs noch widersprechen dem Gebot, um dann wirklich doch zu gehorchen? Ich sehe nur in dem sie adelnden Verhalten Liebe, unendliche Liebe für den Mann, die auch zu schwerstem Entsagen sich versteht. Wenn Penelope α 337 ff. Phemios bittet, nicht von der Heimkehr der Griechen von Troja zu singen, so äussert sich Hr. Schneide-

win: »Sie will also nicht noch von Aussen erinnert sein an ihren Kummer, in welchem sie freilich ganz aufgeht: sie hasst also doch ihren Kummer um seiner Unlust willen und hegt nicht die sublim-thörichte Liebe zu ihm etc.« (S. 75). Ist das heute nicht ganz ebenso, dass Unglückliche, die ihren Schmerz im Herzen tragen, nicht »von aussen« erinnert sein wollen, und dass man ihnen gegenüber sorgfältig vermeidet, was ihnen denselben wachruft? Und wenn Hr. Schneidewin den »Mangel an Empfindungstiefe« in der Trauer aufdecken will, so muss er allerdings an Achilleus »ein sehr respectables Maximum der Gefühlstiefe« anerkennen, aber er sieht in seinen Worten: »wennschon man der Verstorbenen im Hades (gemeiniglich) vergisst, so will ich auch dort des lieben Freundes gedenken« (*X* 389 f.), »die verhältnissmässig erstaunliche Herzenshärtigkeit der Menschen . . schon für das homerische Zeitalter constatirt« (S. 74). Ich halte diese Stelle für völlig missverstanden; wenn Achilleus versichert: *τοῦ δ' οὐκ ἐπιλήσομαι, ὄφρ' ἂν ἔγωγε ζωοῖσι μετέω* . . . und fortfährt: *εἰ δὲ θανόντων καταλήθοντ' εἰν Ἀΐδαο, αὐτὰρ ἐγὼ καὶ κεῖθι φίλου μεμνήσομ' ἑταίρου*, so kann er nur meinen: »wenn auch alle Andern im Hades (d. h. Gestorbene) für die dort Weilenden keine Erinnerung haben, ich werde selbst nach dem Tode meinen Freund nimmer vergessen«. Wohin ich blicke, überall finde ich Ueberreichthum an Gemüthstiefe in der seltenen Verbindung mit energischem Willen und Thatkraft. Hr. Schneidewin findet auch in der »trockenen Thatsächlichkeit« der Abschiedsscenen das »noch wenig entwickelte Gefühlsleben«. Es mag das für den modernen Leser wohl frappirend sein, dass da oft, wo er einen Ausbruch des Gefühls erwarten könnte, Homer entweder gar kein Wort fallen lässt oder mit »trockener Thatsächlichkeit« berichtet; aber auch das halte ich für eine Stärke der Dichtung, dass sie — von ökonomischen Rücksichten ganz abgesehen — derartiges von der Sitte Geordnetes und Gewohntes als ganz selbstverständlich erfüllt voraussetzt oder erzählt, wie der Aufgang oder der Untergang der Sonne berichtet wird. Aber der Dichter malt derartige Scenen mit innigster Betheiligung aus, wo sie sich über das Alltägliche der Situation hinausheben: so den Abschied des Odysseus von Alkinoos, des Telemachos von Peisistratos (*ο* 196 ff.) — und wieder höchst originell, dass wir diese Worte nicht beim unmittelbaren Abschied zu hören bekommen —, und so den Abschied des Telemachos von Menelaos: hier keinen »eigentlichen Abschied«, sondern nur einen »letzten egoistischen Wunsch des Telemachos« herauszuhören, wie Hr. Schneidewin es thut, ist höchst merkwürdig, z. B. auch nicht den feinen Dank wahrzunehmen, den Telemachos für erwiesene Gastfreundschaft abstattet: *ὡς παρὰ σεῖο τυχὼν φιλότητος ἁπάσης ἔρχομαι* (*ο* 158 f.)! Das gerade thut uns so wohl, dass die homerischen Menschen nicht Worte machen um der Worte willen, in Gefühlen, weil sie so selig sind, schwelgen, sondern ihre Gedanken entwickeln aus realen Vorgängen: diese Herzenswahrheit kennt keine Schönmalerei, kein Phra-

senthum. Hiermit hängt auch zusammen, dass Hr. Schneidewin in der Unterhaltung der homerischen Menschen »nur Motivirungsstoff für den concreten Fall und pure Erzählung« sieht und »Andeutungen, dass aus Lust der Rede oder gar des Förderung suchenden Austausches gesprochen wird« vermisst und darin die »Spur eines naiven Mangels an Unterhaltungsbedürfniss« erkennt. Das kann ich alles nicht unterschreiben. Ich wüsste kein Volk zu nennen mit noch grösserem »Unterhaltungsbedürfniss«; selbst in der Schlacht sprechen die kämpfenden Helden ihre Gedanken aus in langen Reden, die nicht blos »Motivirungsstoff für den concreten Fall« geben, sondern zurückgreifen in die Vergangenheit, liebevoll bei der Gegenwart verweilen und in die Zukunft hinausschweifen. Hr. Schneidewin findet es auffallend, dass z. B. Telemachos und Peisistratos unterwegs nichts sprechen, wo doch ein Austausch jugendlicher Ideale so an der Stelle gewesen: aber wer wird auch glauben, dass die beiden nichts gesprochen haben? hier wie überall bewahrt der Dichter weises Masshalten, indem er rasch zu dem Wichtigsten hineilt trotz der Breite des ruhig fliessenden epischen Stromes. Ueber diese und viele andere Punkte, z. B. auch dass »zarte Pietätsverhältnisse durch eine natürliche Offenheit ganz schreiend durchredet werden«, über Verletzung des Zartgefühls, z. B. dass Thetis ihrem Sohne seinen nahen Tod mittheile, während die Modernen Erinnerung und Anspielung an den Tod vermeiden, theile ich nicht des Hrn. Verfassers »sentimentalen« Standpunkt, trotzalledem spreche ich ihm meinen Dank aus für mannigfache Anregung, um so mehr da ich selbst gerade den Plan zur Bearbeitung dieses Themas gefasst hatte, und empfehle das Buch in erster Reihe allen denen, die den Homer zu erklären haben.

48) Ferd. Spielmann, Unsterblichkeit und künftiges Leben nach Homer's Epen. Programm des Knaben-Seminars der Diöcese Brixen. 34 S. 4.

Nachdem der Herr Verfasser über das Wesen der Götter gesprochen, — wobei der richtige Standpunkt eingehalten wird, dass man nicht über die homerische Götterwelt zu Gericht sitzen soll von gewissen moralisirenden, modernen Anschauungen aus — geht er auf die Homerischen Vorstellungen vom künftigen Leben ein. Zunächst erörtert er die Begriffe *ψυχή*, *φρένες*, *θυμός*. *ψυχή* ist »das animale Lebensprincip, ein luftartiges Wesen, das zwar körperlich ist und bis zum Tode im Leibe wohnt, aber doch zu wenig materiell ist, als dass es verwundet oder getödtet werden könnte; sie entweicht beim Tode«. Die *φρένες* sind das materielle Princip des geistigen Lebens, mit dem Sitz im Zwerchfell, »das materielle Substrat der Functionen des Geistes«, der *θυμός* ist das immaterielle, unkörperliche Princip des geistigen Lebens, mit dem Sitz in der Brust, jene geistige Kraft, welche auf dem materiellen Substrat der *φρένες* ruhend ihre Thätigkeit entfaltet, so dass *θυμός* ohne *φρένες* ebenso undenkbar

ist, wie *φρένες* ohne *ψυχή*. Der Todte hat nicht *φρένες* und nicht *θυμός*, es bleibt ihm nur die *ψυχή*, die nach der Trennung vom Körper noch ein reales Bild desselben mit sich führt. »Diese Enveloppen, welche dem früheren lebendigen Körper an Grösse, Gestalt und im äusseren Gebahren gleichen, hüllen die *ψυχαί* ein, wie im Leben auf der Erde sie der Körper umgab. Man kann sie mit dem ätherischen Leib vergleichen, von dem die Mystiker viel reden«. »Die *ψυχή* empfindet, wie in der Vereinigung mit dem Leibe, sie hat sich nach der Trennung vom Leibe in nichts geändert; sie ist mit Empfindung, sensitivem Verlangen, Erinnern ausgestattet; sie hat aber die Sehnsucht nach Blut, um das vollkommne Leben, wie sie es auf Erden hatte, wieder zu erlangen«. Daher erkennt die *ψυχή* des Aias, dem der Gedanke der blutigen Rache an Odysseus in sucum et sanguinem übergegangen war, den Odysseus schnell, auch ohne das höhere geistige Leben durch Blutgenuss erhalten zu haben. Homer hat danach eine »individuelle Unsterblichkeit, nicht die persönliche und noch weniger die ideale gelehrt«. »Diese individuelle Unsterblichkeit bietet dem homerischen Menschen keinen Trost«. Die *ψυχαί* wohnen im Innern der Erde, in der Tiefe. Der Verfasser hält die Athetese von *λ* 565—627 nicht für nothwendig; die zweite Nekyia sieht er als nicht homerisch an; im Uebrigen findet er »im Homer, wie er uns vorliegt, eine unverkennbare Fortbildung und Entwickelung der Ansichten über das künftige Leben«. — Die Noten zeigen eine sehr reiche, aber auch recht bunte Literatur.

49) F. Bader, Die Aigis bei Homeros. Fleckeisen's N. Jahrb. f. Phil. u. Pädagogik 1878, Bd. 117, Heft 9, S. 577—587.

Nach der Prüfung Homerischer Stellen, in denen von der Aigis die Rede ist, glaubt Hr. Bader »das negative Resultat geliefert« zu haben, »dass bei der Homerischen Aigis an einen Schild nicht zu denken ist« (585). Denn »wann und wo wird bei Homer ein Schild geschwungen, geschüttelt? *τινάσσω* und *σείω* werden . . . . . mit *σάκος* und *ἀσπίς* niemals verbunden . . . . was für einen Zweck könnte denn eine solche Bewegung der schwerfälligen Waffe haben? ich meine, es liegt doch in der Natur der Waffe, dass der Kämpfer . . . den Schild ruhig vor sich hält« (579). Der Hinweis auf den Schild der Helden und den Dienst, den er diesen leistet, kann nicht zutreffend sein, wo es sich um eine Waffe der Götter handelt, mit der diese Schrecken und Entsetzen verbreiten, wenn sie dieselbe schütteln: da sind wir sogleich in eine über menschliche Verhältnisse hinausgehende Sphäre versetzt; die Helden wollen sich mit dem Schilde schützen, von der Aigis in der Hand der Götter gehen andere Wirkungen aus. Dass die Aigis aber als etwas dem Schilde Aehnliches vom Dichter gedacht worden ist, geht aus *E* 738 ff. hervor, wo die Aigis beschrieben wird als eine Waffe mit reichem plastischem Schmuck. Wenn Hr. Bader der Ansicht ist, dass »solch Bildwerk auf einen

Schild passen kann, aber auch auf einen Panzer«, so ist die letztere Annahme hier jedenfalls ausgeschlossen. Denn von einem Panzer sagt Homer nicht »ἀμφὶ δ' ἄρ' ὤμοισιν βάλετ'« — das wäre ein unpassender Ausdruck —, sondern θώρηκα περὶ στήθεσσιν ἔδυνεν (cfr. Γ 332, Λ 19, Π 133, Τ 371). Ferner vergleiche man den bildnerischen Schmuck der Aigis mit dem auf dem Schilde des Agamemnon Ε 739 περὶ μὲν πάντη φόβος ἐστεφάνωται, 741 ἐν δέ τε Γοργείη κεφαλὴ . . δεινή und Λ 36 f. τῇ (ἀσπίς) δ' ἐπὶ μὲν Γοργὼ . . ἐστεφάνωτο δεινὸν δερκομένη, περὶ δὲ Δεῖμός τι Φόβος τε. Endlich kann von einem Panzer Ε 738 ff. überhaupt nicht mehr die Rede sein, da Athene bereits einen solchen V. 736 angelegt hat: ἡ δὲ χιτῶν' ἐνδῦσα. Denn über χιτών = Panzerrock vgl. Ε 113; Λ 100; Ν 439; Φ 31 und Passow's Lexicon, und auch an dieser Stelle tritt der χιτών für den πέπλος ein, den Athene kurz vorher abgelegt hat. Nach dieser Stelle kann die Aigis nur etwas Schild Aehnliches sein, das passt auch für die anderen Stellen. Und was kann die Aigis auch anders sein, da der Gott sie vor sich her in der Hand trägt? Speer und Schwert sind ja selbstverständlich ausgeschlossen.

Doch eine Stelle soll nach Hrn. Bader »direct beweisen, dass an einen Schild gar nicht zu denken ist«. Ω 18 ff., wo Apollon die von Achilleus geschleifte Leiche Hector's vor Verunstaltung durch die Aigis zu schützen sucht (περὶ δ' αἰγίδι πάντα κάλυπτεν). Hr. Bader versucht diese Stelle zu erklären durch den Hinweis auf Ψ 188, wo Apollo die Leiche durch ein Gewölk beschirmt, und meint, dass Aigis bei Homer das Symbol für die Gewitterwolke sei, die aber noch neben dem Symbol ihre Existenz bewahrt habe; die Wolke stehe noch neben der Aigis gleichberechtigt da; »von der Wolke ist die Aigis bei Homer überhaupt unzertrennlich«; wenn Apollon Ο 321 die Aigis schüttelt und dazu laut schreit, so »ist dies wilde Schreien nichts als ein Surrogat des Donners, welchen Zeus hören lässt, wenn er die Aigis schüttelt«: das sind subjective Vorstellungen, die der den Boden der Gedichte nicht verlassende Referent nicht theilen kann. Hr. Bader urtheilt über die beiden Stellen nun so: »Ψ 188 genügte die Wolke . . ., die Leiche vor dem Einfluss der Sonnenstrahlen zu schützen, Ω 20, wo der Todte geschleift wird, musste die derbere, fassbarere Aigis eintreten«. Wie? wird die Erklärung von Ψ 188 und Ω 20 dadurch gefördert, wenn wir von der Vorstellung »Gewitterwolke« und »Aigis Symbol derselben« ausgehen? Die Verse Ω 20 f. hatte Aristarch für unecht erklärt. Ich möchte ihm nicht darin beistimmsn, ohne darum die vorgebrachten Gründe für nicht ziehend anzusehen; Referent denkt über die Entstehung der Gedichte anders, als Aristarch es konnte. Der Verfasser des 24. Gesanges, der so manche Eigenthümlichkeiten aufweist, mag auch mit dem über die Aigis in diesen Versen Gesagten seine eigenen Wege gegangen sein. Von der Anschauung ausgehend, sie sei ein Schild, und dass man mit einem Schilde schirme und beschütze, gab er hier dem Apollon den Schild in die Hand, damit dieser die Leiche

Hector's behüte; wie er das in diesem Falle mit der Aigis gemacht, hat den Verfasser nicht weiter gekümmert; ihm war es genügend, dass Apollon ein Gott und das Werkzeug in seiner Hand ein göttliches war.

Ausser dem negativen Resultat, zu dem Hr. Bader in seiner Untersuchung geführt wird, »dass bei der Homerischen Aigis an einen Schild nicht zu denken ist«, giebt er noch eine positive Vermuthung, »dass die Waffe der bildenden Kunst auf die Homerische, mit der sie den Namen gemein hat, als ihr Prototyp hinweist, oder sollte die griechische Plastik . . . . in einem so wesentlichen Punkte von Homer abgewichen sein?« Ich halte auch das nicht für richtig. Homer lässt, wie gesagt, die Götter die Aigis in Händen halten, vor sich her tragen; wie stimmt das mit dem, was später Aigis heisst überein? Ich halte das auch gar nicht für »einen wesentlichen Punkt«; in der Behandlung dieses Attributs, was die Aigis doch ist, musste die bildende Kunst nach anderen Gesetzen verfahren, als es der Dichter thun konnte. Bei welchen Schriftstellern findet sich übrigens Aigis in der Bedeutung als eine Waffe in der bildenden Kunst?

50) Jos. Herman, Die formale Technik der homerischen Reden. Progr. d. Oster-Gymnas. zu Villach, 1877, S. 64.

Nachdem die Abhandlung in der Einleitung sich über die Reden im Allgemeinen verbreitet hinsichtlich ihrer Bedeutung für dichterische Zwecke, dass sie z. B. dem Dichter das einzige Mittel sind, Erkundigungen, Bescheide, Bitten, Lob, Rath etc. etc. auszudrücken, nimmt sie von S. 15 ihr Thema in der Art auf, dass sie die sämmtlichen Formen aufzählt, mit denen die »Redeeinführung« (S. 15 28), »die Anrede« (S. 28 bis 42), und »der Redeabschluss« (S. 42—51) gegeben wird; den Schluss bilden »Formen der verschiedenen Arten der Rede«, wie sich z. B. der Zornausbruch, Zurechtweisungen, bitterer Hohn, Ironie, stolzes Selbstgefühl, Staunen, Gebete, Bitten etc. ankündigen. Berücksichtigt ist nur die Odyssee, der gegenüber der Hr. Verfasser der Wahrnehmung sich nicht erwehren kann, »dass zuviel gesprochen wird«. — Den Werth dieser Abhandlung nicht hoch anzuschlagen, ist der Hr. Verfasser selbst liebenswürdig genug.

51) L. Hoff, Ueber Homer als Quelle für die griechische Geschichte. Oster-Progr. d. Gymn. zu Attendorn, Siegen 1878, 36 S. 4.

Die auf einer umfangreichen, jedoch nicht immer kritisch verarbeiteten Lectüre beruhende Abhandlung behandelt die Quellen, aus denen der Dichter der beiden Epen schöpfte, die Zeit und Persönlichkeit des Dichters, die Art der Verbreitung seiner Dichtungen, seine Glaubwürdigkeit und die Tendenz seiner Werke und entwickelt den Hauptgedanken, dass sie für den Historiker einen zwar »sehr unsicheren und wankenden Boden« darböten, doch »der geschichtliche Werth der Ilias und Odyssee hoch angeschlagen werden müsse«, da sie »geschichtliche Urkunden«

bilden, aus denen wir eine »Totalanschauung der Zustände des heroischen Zeitalters und der Welt, welcher der Dichter selbst angehörte« gewinnen können. Neues Material oder neue Gesichtspunkte werden nicht geboten. – S. 8 Z. 9 v. o. ist »Odysseus'« statt »Agamemnons« zu lesen.

VII. Die homerischen Hymnen.

52) Th. Burckhardt-Biedermann, Der Homeriden-Hymnus auf den delischen Apollo und sein Verhältniss zum delischen Götterdienst. Einladungsschrift zur Promotionsfeier des Pädagogiums in Basel. Basel 1878. 24 S. 4.

Der erste Theil der Abhandlung (1—10) beschäftigt sich mit dem Hymnus selbst; V. 1—13 wird, wie das von Andern schon geschehen, als ein selbständiges Stück angesehen, als ein »älterer Hymnus«, den der Dichter seinem Hymnus auf den delischen Apollo »als Proöm vorgesetzt und wenig umgestaltet« habe (am Anfang und am Schlusse sei das Präsens gebraucht statt des Präteritums, das früher dagestanden). Das Gedicht gliedere sich in fünf Theile, wie dies in der Nomenpoesie des Terpander üblich gewesen sei; vermuthlich habe sie auch auf die Gliederung dieses Hymnus eingewirkt. Der zweite Theil (11—24) untersucht das Verhältniss, in welches sich der Dichter mit seinem Festgesange zu dem Cultus des Gottes gesetzt habe. Der Hr. Verfasser nimmt an, dass Apollo auf Delos »zumeist als der den Ioniern eigenthümliche Thargeliengott« an dem *βωμὸς ἀναίμακτος* gefeiert sei — die drei Charitinnen auf der Linken des alten Apollobildes »werden ursprünglich doch nichts anderes als die drei Jahreszeiten bedeutet haben»; an dem zweiten Altare, dem *βωμὸς κεράτινος*, sei er als »*Δελφίνιος*«, als der das unruhige Meer den Schiffern ebnende Seefahrtsgott, angefleht worden; dieser letztere Cultus habe den dortigen älteren des Poseidon, »des uralten Fischer- und Schiffergottes, verdrängt und abgelöst«, was um so erklärlicher, »als beide Gottheiten die gleiche Bedeutung für das Menschenleben haben, darum auch beide das gleiche Symbol: den Delphin«. Mit diesem Wechsel der Gottheit sei auch ein Wechsel in der Bevölkerung vor sich gegangen; der »barbarische« Poseidon sei zugleich mit den in Delos ursprünglich ansässigen Karern verdrängt worden durch die Ionier mit ihrem Apollo-Cultus. Von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet sei Apollo in diesem Hymnus als der »Delphinios« gefeiert und die darin genannten Orte, an denen Leto eine Stätte für ihren Sohn suche, seien grossentheils solche, von denen der Cult des Delphinios bezeugt oder wahrscheinlich sei, in ihnen seien — mit Höck und A. Matthiae — »die Theilnehmer der ältesten delischen Amphiktyonie zu erkennen«. Die Abhandlung ist, wie man sieht, sehr reich an Hypothesen.

53) Joseph Priem, Dr., Der homerische Hymnus auf den delischen Apollo. Programm des königl. Marien-Gymnasiums zu Posen. Posen 1878. 23 S. 4.

Der Hr. Verfasser geht die Ansichten der Gelehrten über einzelne Verse oder kleinere Partien des Hymnus durch, er bewahrt sich im Ganzen einen recht conservativen Standpunkt, von dem aus er den Hymnus aus folgenden Versen bestehen lässt: 1—13, 19, 25—29, Lücke, 30—95, 97—135, 139, 140—178; ohne die dreizehn Anfangsverse erscheint ihm der Hymnus verstümmelt; auch zugegeben, dass sie ein abgerundetes Bild geben, »wollte man alles, was auch für sich bestehen kann, aus epischen Gedichten entfernen, so fände die Willkühr keine Grenzen mehr«. V. 59 macht Hr. Priem, indem er den durch Schneidewin's Conjectur gebotenen Gedanken verfolgt, den ansprechenden Vorschlag *δημοῦ ἀναΐξει, βοσκήσεις θ' οἵ κέ σ' ἔχωσιν.* Die Meinung, »dass an allen vom Dichter genannten Orten der Cult Apollon's bestanden habe, wird für eine »vorgefasste« erklärt: »warum gerade der Dichter diese gewählt, wussten ohne Zweifel schon seine Zeitgenossen nicht; es wäre daher eine lächerliche Anmassung, wenn wir nach Jahrtausenden noch seine Gründe anführen wollten«. S. 16—19 enthalten die Abweichungen von dem Sprachgebrauch Homer's in Wortschatz, Flexionsformen, Syntax und Metrik — hier hören wir, dass »Homer der versus spondiaci sich nur bedient, um durch das Gewicht des Verses den Gedankengehalt hervorzuheben« —: man sieht übrigens vielfach, wie wenig sich aus einem derartigen Verzeichniss von »Abweichungen« folgern lässt. Auf S. 19—23 sucht der Hr. Verfasser nachzuweisen, dass der Sänger, ein blinder Homeride auf Chios, »ein gut Theil später als Homer, hingegen bedeutend früher als Pindar und selbst als Pisistratus gelebt hat; er war, wenn nicht älter, so doch gewiss ein Zeitgenosse der sieben Weisen«.

54) Berth. Suhle, De hymno Homerico quarto *εἰς Ἀφροδίτην.* Oster-Progr. d. Gymn. zu Stolp, Stolp 1878, 29 S. 4.

Zunächst beschäftigt sich die Untersuchung mit der Aechtheit oder Unächtheit einzelner Verse oder kleinerer oder grösserer Partien des Hymnus; als unächt werden erklärt die Verse 59, 63, 98, 276 f., stark verdächtigt die ganze Partie 259—277, manche Verse werden als ächt vertheidigt mit Rücksicht auf den sehr mittelmässigen Dichter, dem sie wohl zuzutrauen seien. Darauf folgt eine eingehende Untersuchung des Sprachschatzes, insofern er sich an die homerischen Gedichte anlehnt, insofern er besondere Eigenthümlichkeiten aufweist (S. 25). Der Hr. Verfasser gewinnt danach kein günstiges Urtheil über die Fähigkeit des Dichters; aus den »molestis vocum et sententiarum repetitionibus« erkennt er »artis et ingenii mediocritatem, sterilitatem, inopiam; desunt plerumque ingeni benigna vena, afflatus divinus, spiritus poeticus, sollertia. Oratio prorsus caret imaginibus similitudinibusque qualibus Homerus splen-

det et abundat; saepe humi serpit, multis locis invenusta, illepida, inelegans, sicca, iecuna, languida, frigida est« (S. 25). Weil einige Ausdrücke dieser Hymnus mit dem auf Demeter gemein hat, es aber nicht anzunehmen ist, dass der treffliche Dichter des letzteren sie aus dem ersteren entlehnt hat, so schliesst Hr. Suhle, dass der Aphrodite-Hymnus nach dem auf die Demeter gedichteten entstanden ist, ja wohl erst in der Zeit des Sophokles und Herodot »fortasse vero etiam paulo posterius«. Die Untersuchung bringt einen beachtenswerthen Beitrag für die Kritik dieses Hymnus, wenngleich man viele Einzelheiten in der Kritik des Hrn. Verfassers überhaupt nicht annehmen oder Manches anders ansehen wird. Ganz und gar nicht kann Referent dem Urtheile über die Fähigkeit des Dichters und die Zeit der Entstehung des Hymnus beistimmen; hier hat sich der Hr. Verfasser bei seiner Untersuchung des Einzelnen das Verständniss für das Ganze trüben lassen. Der Hymnus schlägt, das ist ja richtig, nicht die lautersten, höchsten Töne der Poesie an, aber auf dem sinnlichen Gebiet, das der Dichter sich erwählt, bewegt er sich mit so naivem Sinne, so ohne jede Hervorkehrung des Lüsternen und Frivolen, dass er mit seiner jedes Raffinements entbehrenden Darstellung eines so im Sinnlichen haftenden Vorgangs, wie es die Begegnung zwischen Aphrodite und Anchises ist, einer sehr viel älteren Zeit angehören muss, als Hr. Suhle glaubt.